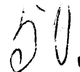




Die Zukunft



Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Friedrichstraße 10.
1905.



Herausgeber:

Maximilian Harden.



Fünfzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1905.



Inhalt.



Berlin, den 1. Januar 1905.

Moritz und Rina.

Kressin, Christtag 1904.

Edelster und Bester!

Diesmal gings wirklich nicht. Rheuma oder Podagra? Jedenfalls wollten die alten Knochen nicht vorwärts. Gelinde Verzweiflung (gelind auch nur von wegen bekannter Sanftmuth). Fürchtete schon, das Deputat würde nicht fertig und Deine Ergebenste vor Mit- und Nachwelt blamirt. Denn Tutchen kraucht seit sechs Wochen, ganz in Wolle verpackt, mit allerlei Wehwehchen herum und sieht aus, als hielte sie nicht mehr lange. War kein Malheur, wenn das hausfrauliche Piedestal in Ordnung. Na, ich habs ja geschafft; unter Koloraturmartern aller Arten und mit Eilbotenbestellung. Glaube sogar, daß die Karpfen sich gewaschen haben und der Puter sich bei Borchardt sehen lassen könnte (hoffentlich hat Euer cordon bleu die Füllung nicht wieder durch Raffinirtheit verhunzt). Dann aber schnappte es vernehmlich. Nichts zu machen. Die Pfoten steif und der Kopf brummte. Zum ersten Mal lag die Epistel de rigueur nicht in der Weihnachtkiste. Ursache nicht klar. Da Dein Schwager sich die anständigen Manieren noch nicht ganz wieder abgewöhnt hat, waren wir am Tage von Le Bourget zu Dreien beim Abendmahl. Hundewetter. Aber Erkältung solls nach der neusten Mode ja auch nicht mehr geben. Und warum nur zu Dreien? Das ists eben. Der Junge hatte am Zwanzigsten abtelegraphirt. Denke Dir! Nicht etwa krank, Gott Lob; eine dunkle Sache. Auch aus dem gewundenen Brief, der folgte, nicht zu erkennen, ob Urlaub verweigert, überhaupt nicht erbeten oder für andere Zwecke aufgespart. Fuhr mir höllisch in die Knochen. Weihnachten ohne den Kleinen! Monate hat man (ein Bischen,

glaube ich, selbst sein ehrenwerther Herr Vater) sich darauf gefreut; und nun die ganze Herrlichkeit verregnet. Lügen kann er nicht. Der Brief roch mir aber verdächtig. Ohne Grund läßt man doch eine Mutter mit verfehltem Lebensglück nicht sitzen. Irgend was mit Liebe? Wenns nur immer noch die Stuartspielerin mit dem roßkastanienroth gefärbten Haar ist, der er das auf der vergessenen Rechnung entdeckte Armband apportirt hat: je vieux bien. Wer Dich, mignon, Bruder nennen darf, wundert sich über Männlichkeiten schon lange nicht mehr. Ob er aber, der ein Herz für Familie hat, wegen so Einer wegbliebe? Ists ernsthaft, hat er sich wo im Trüben versitzt oder gar von den Angelmamas der Garnison festhaken lassen, dann spiele ich nicht mehr mit. Jedenfalls mußte ihm seinen ganzen Kram Hals über Kopf einpacken und hinspediren. Natürlich auch Bäumchen mit Zubehör. Auf die Gefahr, daß die magere Schottenkönigin den Pappengel mit ihrer Cigarette anqualmt und mein gutes Marzipanherz zwischen ihren gelben Hauern zerknabbert.

Auch gestern also zu Dreien. Keine sehr feierliche Angelegenheit. Das Mädel halb abwesend (der Marinemann ihrer Seele schwimmt noch immer in östlichen Gewässern) und wir Alten nicht übertrieben fröhlich-selig. Leutebescherung war noch das Einzige. Als Dein Adolf in angeborenem Taktgefühl unter der brennenden Tanne nach der ekligen Zeitung griff, machte ich Schluß. Früher als sonst. Um Vorlesung jüdischer Leitartikel über die Bedeutung des Christfestes zu vermeiden. Pustete aus und ging in die Klappe. Als ich zwei Stunden später aufstand, um mir das Bild des Jungen zu holen (vom November; er sieht forsch drauf aus), fand ich Mariechen überm Tagebuch, das beängstigend dick wird, und den Landwehrmajor bei sanft angewärmtem Rothspohn. Trister wars am Heiligen Abend noch nie. Der Bengel! Das zieht man mit Sorgen groß, damit es Einem die Feiertage verdirbt. Er aber, Adolfus der Enorme, markirte wieder mal den Philosophen. Der Lauf der Welt, Kind (womit er mich zu meinen geruht). Solcher junge Mensch habe das Recht, sein eigenes Leben zu führen; könne nicht stets an Mutterns Schürze baumeln. Kein Unglück, wenn mal verplempert. Dummheiten sind da, um gemacht zu werden. Uebrigens sei noch nichts erwiesen. Für Indizienbeweis nicht zu haben. Nur keinen Elternegoismus. Hübsch Jeder für sich. Bildung. Freiheit. Der ganze Quatsch. Und schließlich: wir müßten uns nachgerade dran gewöhnen, mit einander allein zu bleiben. Mit höchst neckischer Zärtlichkeit. Philemon und Baucis? Herz und Hütte? Gesegnete Mahlzeit! Ich bin schon satt.

Und Ihr? Ideales Ehepaar mit glatt vernarbten Wunden? Eure Bescherung auf alter Höhe. (Der Dank an Lotte prompt abgegangen.) Viel zu viel;

namentlich das Mädel verwöhnt Ihr mir. Der Pelz würde hier die Gänse rebellisch machen. Item, Ihr versteht's und ich komme mir, mit Würsten et le reste, dagegen kommißmäßig vor. Auch Lottens Brief wieder ein Trost in Thränen. Ein Räthsel, daß sies mit Dir so lange aushielt. Doch Euer Hochgeboren selbst? Das Zettelchen ist für die Katze. Und an die faulen Ausreden von Grippe und Quartalsgeschäften glaube ich nicht. Pas si bête. Soll mir der Mistelzweigbrief nun auch schon abgeknickert werden? Seit siebenhundert Ewigkeiten nichts gehört. Eigentlich seit der Nordsee, zu der Du, junger Adler (Psalm 103, 5), uns im September noch verführt. Fandest es hier ja bald langweilig. Trotzdem Lotten die Mast in Ruhe sichtlich bekam. Trotzdem Du die Lebemannsringe um die berüchtigten Augen verlorst. Und trotzdem ein Blinder merken mußte, wie wohl es der verwaisten Schwester that, sich endlich wieder nach Herzenslust ausschwatzen zu dürfen. Wir mußten mit. Speigefahr zählte nicht. Nett wars. Segelei und famose Hummern, Dünenlager und Sonnenuntergang. Garnichts zu sagen. Nur eben nicht wie zu Haus. Dafür fehlt dem Globetrotter jeder Sinn. Daß die uralte Pommersche ihm aber wieder so stockfremd werden würde, hatte, nach großartigen Betheuerungen, doch nicht geglaubt. Anderthalb Kärtchen. Madame kann verbauern.

Will aber nicht. Fällt ihr nicht ein. Fest vorgenommen, dans le mouvement zu bleiben; auch ohne brüderliche Stütze der Hausfrau. Nur ists mit dem mouvement nicht weit her. Scheint mir wenigstens; und verfolge doch eifrig, was los ist. Kein Grund zur Freude, kaum einer zu ordentlichem Zorn. Es läppert sich zusammen. Die Hauptsorge wohl, daß dem geehrten Reich (aus dem mir bekanntlich nichts mache) und unserem armen Preußen das Geld fehlt. An allen Ecken und Enden. Kommt davon. Sparsamkeit vieux jeu. Immer Feste: neue Devise. Und warum mußten die Zölle herunter und wir so ungefähr an den Bettelstab? (Dies nicht etwa als richtige Frage gemeint. Abgewöhnt. Wünsche nicht, als die lästige Dame betrachtet zu werden, die Seiner Allweisheit das Leben sauer macht. Davon haben Euer Liebden mich kurirt.) Daß es besser wird, wage noch nicht, zu hoffen. Posadowsky, dem so lange die Stange hielt (weil Dein Mann) und der in Wien ja ziemlich stramm gewesen sein mag, himmelt die Geldleute an, die uns die Zukunft wunderschön möbliren sollen. Von der Kündigung der Handelsverträge hört man, knapp vor Neujahr, noch nichts und Niemand weiß, was mit den Russen über das liebe Vieh abgemacht ist. Dazu die Geschichte von Elard Oldenburg-Januschau. Vielleicht hat er sich verplappert; aus den Fingern saugt sich ein alter Garde-Ulan so was nicht. Das von Dir, Gesetzgeber, mitregirte Land hat also

Minister, die offen sagen, sie würden auch einen schlechten Vertrag unterschreiben, weils „sonst ein Anderer thut". So weit sind wir nun glücklich. Weißt übrigens, wer diese würdige Excellenz ist? Bülow, dem es zuzutrauen, hat dementirt. Man möchte diese Perle doch fassen. Kannst Dir vorstellen, wie hier drüber hergezogen wird. Nur Adolf nicht. „Endlich Einer, der das Kind beim Namen nennt. So denken Alle. Einfach das erlösende Wort". Der Mann hat sich überhaupt zu einer Resignation herangeläutert, die mich auf die Akazien treiben könnte. Alles programmgemäß. Alles vorausgesagt. Kein Anlaß zu Staunen oder gar Aerger. „Wenn schlechte Reden sie begleiten, dann hört die Arbeit langsam auf." In diesem Stil täglich. Daß er nicht mehr brandroth ist und keine Neigung mehr hat, mit Herrn Bebel Brüderschaft zu trinken, ganz schön. Nur dieses überlegene Lächeln! Aus der Haut könnte man fahren. Bülow macht den Engländern drei Dutzend Bücklinge. „Wird wohl nöthig sein." Schäkert im Reichstag endlos mit den Umsturzleuten, statt sie am Kragen zu packen. „Sehr vernünftig für seine Verhältnisse." Manchmal fürchte ich, er wird mir noch gouvernemental. Unmöglich? Hast den Helden Deiner unseligen Wahl stets überschätzt. Dann wieder, nach ein paar Pullen, führt er Reden, daß ein Fremder ihn fähig hielte, eine Junkerfronde auf die Beine zu bringen. Durchschnittsstimmung aber: Alles geht seinen Gang und wir können nur lächelnd zuschauen. Den halben Tag über Schmökern. Ordentlich in Schwung brachte ihn nur die Bergwerksgeschichte (von der ich nichts verstehe); vielleicht wegen der zu meinen Schrecken angeschafften Papierchen. Spekulant: hat noch gefehlt.

Das Fabelhafteste: er ist noch immer russisch; und verleidet mir damit beinahe die letzte Lebensfreude. Was hat man denn weiter? Ohne die Japaner hätte ich das Jammerjahr kaum überstanden. Das Große Los für uns. Zehn Monate sind um; und Deine moskowitischen Freunde haben keinen einzigen Erfolg. In Asien Wichse, zu Haus Revolution in Sicht. Wenn ich bedenke, daß selbst Du, Diplomate, noch in Norderney den ganzen Einsatz auf Kuropatkin riskiren wolltest und eine schwache Greisin Eurem Zweibund widerstand, könnte ich mir fast was einbilden. Die Truppen verhauen. Die Schiffe nicht fertig. Und damit hat man uns seit Sedan bang gemacht! Der verehrte Zar wird froh sein müssen, wenn er mit einem halbwegs anständigen Frieden davonkommt. Kann sich offenbar aber nie entschließen. Ohne ein Bischen Konstitution (billig und schmutzt nicht) wirds schließlich doch nicht gehen; warum also nicht gleich? Mir kanns Wurscht sein. Außer dem einen Stoessel haben sie keinen Mann zu versenden. Hurra für Kuroki und Togo! Die machen das Rennen. Und je mehr Hiebe die Russen kriegen, um so besser für uns. (Daran ändert sich nichts, selbst wenn Du ironisch die linke Plombe zeigst.)

Hätten wir nur nicht das Elend in Afrika! Was irgend zu entbehren war, habe für die Bescherung rübergeschickt. Aber nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Und Eure Millionäre mit der „hohen Kultur“ kümmern sich nicht drum. Auch noch weiter oben wenig Interesse. Mir ein Räthsel. Die Sache zieht sich doch so lange hin, daß man von Krieg sprechen muß. Kolonien waren niemals meine Puschel. Wird dran verdient, dann schöpfen die Handelsmänner die Sahne ab; und gehts schief, müssen unsere Söhne Ordnung machen. Wie viele brave Jungen haben wir schon verloren! Da hilft kein Mundspitzen mehr: auch wer nicht fürs Afrikanische ist, muß fordern, daß so viel ehrliches Blut gerächt wird. Die alte Lene (zu Deiner Zeit beim Federvieh) hat ihren Letzten, den Franz, auch hingegeben. Als sie den ersten Schmerz ausgeweint hatte (auf die Nachricht trabte natürlich sofort mit Mieze hin), wollte sie was, woran das Herz sich halten könne; ob der Enkel auch wirklich für König und Vaterland gestorben sei. Kannst glauben, daß ich loslegte; so recht warm aber wurde mir nicht. Krieg und Soldatentod war in Preußen sonst was Anderes. Alles mit dem Herzen dabei und Jeder wußte, daß der alte Gott es nun einmal so gewollt habe. Jetzt? Bülow hat ja ganz hübsch und herzlich über die traurige Geschichte geredet. Und doch wird man den Gedanken nicht los, daß sie zu vermeiden war und daß mehr gethan werden könnte, als gethan wird.

Das giebt sogar der Edelmann zu, an den brüderliche Blindheit mein Schicksal gekettet hat. Seltener Fall friedlicher Uebereinstimmung. In der letzten Woche noch einer. Der dresdener Skandal. Daß eine rückständige Landbewohnerin meines Kalibers, der die Ehe noch eine verdammt ernsthafte Sache ist, für Früchtchen à la Luise Toskana nicht viel übrig hat, versteht sich am Rande. Diese Kronprinzessin mußte raus; und die Wohnung nachher gründlich reingemacht werden. Eine Mutter, die sich mit dem Hauslehrer der Söhne einläßt: da hats Zwölf geschlagen. Daß man ihr aber die Kinder nicht auf eine Stunde zeigt, nicht mal unter Bewachung, ist hart. Reue doch kein Pappenstiel. Die arme Person fährt Tage lang durch die Welt, um vor Weihnachten die Kinder wiederzusehen, und wird von der Polizei abgewiesen. Sie wollte ja nichts Unmenschliches. Sind wir noch Christen? Mir wurde beim Lesen kalt um den Magen. Und der Herrlichste von Allen nickte Beifall, als ich (Marie war zu Bett) mein Mündchen spazirenführte. Mutter bleibt Mutter. Auch die Mannsbilder sollten wenigstens in diesen Tagen ein Gefühl dafür haben. Wie wird den Sachsen morgen ums Herz sein, wenn ihnen das Evangelium vom zweiten Christtag gepredigt wird? (Kennst Dus, eisgrauer Heide?) Vom Kindlein in der Krippe, von den Hirten und der Mutter. „Maria aber behielt

all diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen." Schon in den Flitterwochen (Du lieber Himmel!) hats mich gepackt; und seitdem muß ich jedesmal heulen.

Ich schweige ja schon. Christliches nicht mehr Dein genre. Höchstens noch, wenn von der katholischen Couleur. Mit dieser Neigung kannst es heutzutage weit bringen. Wird von Tag zu Tag niedlicher. „Nach Rom!" (Herrgott: Niemann donnemals in dem Akt!) Sogar der gute alte Albrecht mußte neulich vor Pius knicksen. Und zu Haus machen die Leute das Wetter; ihr Wille geschieht pünktlich und Unsereins muß um Entschuldigung bitten, daß immer noch lutherisch. Daran findest nichts auszusetzen? Laß Dich scheren, feiner Knabe, und marschire ins nächste Kloster. Rasches Avancement ziemlich sicher und Veilchenfarbe paßt dann zu Deinem Teint. Brauchst nicht zu fürchten, daß Lotte am gebrochenen Herzen stirbt. Oder gieb die zerknüllten Talente zum Aufplätten und empfiehl Dich Lichnowskys fürstlicher Gnade. Kannst auf die ältesten Tage (siehe Chlodwig und Stengel) noch in die Sonne kommen. Wenns nämlich wahr ist (wie Kurt, der nie Wasserdichte, behauptet), daß Bernhards Husarenstiefel peu à peu aus dem Bügel gleiten. Unwahrscheinlich. Die Sorte hält sich bei jeder Temperatur. Und Geschicklichkeit nicht abzustreiten. Selbst die Lipperei, die so böse aussah, vorläufig aus der Welt geschafft; im Reichstag kaum ein Tönchen darüber. Der eigentlich diesmal überhaupt fast manierlich war; nur will die Sippe offenbar die Militärpensionen wieder einbuddeln. „Schlechte Finanzen!" Fauler Schwindel. Für alte Offiziere muß Geld da sein. Die Kieler Amerikaner und der Großadmiral Ballin (quel type!) werden uns nicht heraushauen, wenns mal losgeht. Hier in der Nachbarschaft Morgen- und Abendgebet. Ist das Gesetz endlich durch, erleben wir Massenflucht aus dem bunten Rock und mein Unbeschreiblicher reibt die Hände.

Von der schauderhaften Langeweile hiesiger Geselligkeit machst Dir kein Bild mehr. Produktenpreise, Leutejammer und Klatsch. Zum Auswachsen. Die berüchtigten Memoiren der Hofdame hat natürlich, seit verboten, Jeder gelesen. (Dabei das Wahre meist nicht neu und das Neue selten mit esprit erfunden.) Mümmelgreise habens, mit dem Wörterbuch neben sich, im Schweiß ihres Angesichtes durchgeackert. Alles, was hoffähig ist oder sein möchte. War früher undenkbar; und ist jetzt natürlich. Anständiger Stoff fehlt: also nimmt man den anderen. Wer mir was fürs Gemüth zeigt, was zum Begeistern, kriegt 'nen Thaler. Kann lange warten. Und schließlich sind wir Alle wie die Geflügellene und wollen, bei Leben und Sterben, einen festen Halt. Aber was nützts, wenn ich Trübsal blase? Der geschätzte Erbherr mopst sich, verwünscht die traute Schwester in sämmtliche Wolfsschluchten und schiebt die Antwort

über Methusalem und die Drei Könige hinaus. (Womit nicht etwa gemahnt sein soll; das Bischen Stolz auf der Klitsche noch nicht abgewöhnt; wird auch nicht.) Lieber in die Töpfe gucken, da auf Tute nicht zu rechnen und vier Befestigte nebst Eheweiblichkeit und Nachwuchs zu Tisch. Wenn der Pudding zusammenfällt, ist man um Ehre und Reputation. So leben wir, Monsieur mon frère. Nach dem Kaffee vergräbt die männliche Intelligenz sich in die Karten und ich muß durch sämmtliche Gesindestuben der Umgegend. Trüge es gern, hätte ich, wie sonst, für den stillen Abend meinen Jungen. Weiß aber nicht mal, unter welchen Tisch Der heute die langen Beine streckt.

Profit Neujahr! Ich grolle nicht, und wenn mein Herz auch bricht. Habt die Feiertage sicher standesgemäßer verlebt. Zum ersten Mal hatte ich Lust, die Tanne im Hansaviertel brennen zu sehen. Kein Junge, kein Schnee; und um diese Zeit ist Berlin nicht so übel. Hoffen wir, lieber Leser. Marie liegt mir bärmiglich in den Ohren. Plötzlichen Appetit auf die Kronprinzenhochzeit (die hier auch nach allen Richtungen durchgehechelt). Wahrscheinlich wird ihr Seemann, von dem hinter meinem (noch immer zu umfangreichen) Rücken gewiß irgendwie Botschaft kommt, in der Residenz fällig, wenn Reminiszere im Kalender steht und Venus im Staat vom Himmel herniederknallt. Wird aus der Reise was (der Gebieter scheint an seinen Wuchergeschäften ja achtbar verdient zu haben), dann müßte man vorher wissen, was in der Welt getragen wird; um nicht als Armeritterfamilie mit Himbeersauce servirt zu werden. Kein Wink mit dem Zaunpfahl. Rathschläge werden vom Senior nicht mehr erwartet. Würde und Höhe entfernen Vertraulichkeit. Muß mich drein finden, mit dem Gatten Deiner Wahl auf Naxos zu hocken, und bin nicht für lautes Beileid. Wenn mit Flor und weißen Rosen nahst, wirds Dich reuen. Oder auch nicht. Schon in den Zwanzigern wurde einem Hochgeborenen aus der Hand gewahrsagt (wahrgesagt?): Hang zur Selbstzufriedenheit. Gott erhalte Dir ihn. Und Dich Lotten, der ich einen dicken Kuß sende. Der Unsägliche und Mieze grüßen und gratuliren noch vor dem Schornsteinfeger. Und ich bin, vom Sohn verlassen, vom Bruder vergessen, die ärmste

Nina.

Berlin, Johannes Apostolus 1904.

Mobilste Donna!

Also wieder mal Alles aus. Mitten ins Fettnäpfchen getreten. Sämmtliche Familienbande zerrissen und die Treue, bekanntlich kein leerer Wahn, schnöd gebrochen. Sprang das Ringlein entzwei? Wenn Justiz nicht leider noch den Schönen gesperrt, würde Dich für Oberstaatsanwaltschaft rekom-

mandiren. Ein Bombentalent für Anklagen, die zur Verurtheilung führen müssen. Da stimmt immer Alles; nicht wie bei armen Leuten. Und eine Fähigkeit, einzuschüchtern, daß Napoliums Garde sich ergeben hätte. Heute vor vierunddreißig Jahren fingen wir an, gegen den Mont Avron zu böllern. Betheure an Eidesstatt, daß damals nicht halb so gletscherhaft um die Magengrube wie beim Lesen des Geehrten vom Christtage anni currentis. Das pfiff nur so um den Schädel; Mitrailleusen dagegen veraltetes Kinderspiel. Und da wundert sich Eine, daß ihr Adolf sich in Resignation gewickelt hat. Was denn sonst? Nur diese edelste aller Landwehrseelen konnte den Sturm überhaupt aushalten. Mit mir wärst Du, wölfische Wälsin, längst fertig, wenn ich (pardon!) Dein Siegmund geworden wäre. Bists ja schon; sogar ohne solche gefährliche Gemeinschaft der heiligsten Güter. Süßer Steckbrief. Eitel, feig, dämlich, treulos, halber Landesverräther und ganzer Schürzenjäger: für bescheidene Ansprüche langts. Love of approbation in mir nicht übermäßig entwickelt; so was setzt sich aber nicht in die Kleider. Und warum Anklage und Todesurtheil? Weil Brüderlein wie Schwesterlein that. Aber si duo faciunt idem, non est idem (der Resignirte übersetzts aus dem Handgelenk). Genau wie vor Gericht. Daß Madames Weihnachtbrief der (besonders delikaten) Leberwurst so spät nachhinkt, ist die natürlichste Sache von der Welt. Daß Monsieur, als höflicher Mann, das Sendschreiben abwartet, um rechtschaffen antworten zu können, darf nicht geduldet werden. Das Pommernnäschen ist ja sehr fein. Mit der Grippe wars wirklich nicht ganz so schlimm. Hübsch abwarten, ma mie. Das dicke Ende kommt nach. Binde Dir das Imprägnirteste, was zu erreichen ist, um den in Ehren ergrauten Scheitel. Denn ich habe die Absicht, Dein Haupt mit einer Ladung feuriger Kohlen zu garniren, die selbst heute, bei sechs Grad unter Null, für mollige Gehirntemperatur zu sorgen verheißt.

Der Mensch gewöhnt sich an Allem, sagte das varziner Hausmägdlein; und ich würde die Feuerung sparen, wenn ich allein im Wurstkessel säße. Neben mir höre ich aber noch einen unschuldig Verurtheilten ächzen. Dein Fleisch und Blut. Ja, der Junge. Sahst ihn schon im Arm des mit Recht so beliebten Lasters. Mariechen Stuart, bis an die Möglichkeit decolletirt, das Knochengerüst des Satans schneeweiß angestrichen, umschlingt den Herrn Lieutenant und zündet den Loskutowstengel an der Christkerze an. Phantasie läßt ziemlich tief blicken. Und nie ein Zweifel, trotzdem der Angetraute zum Guten redet. Warst doch, Hand aufs Herz, nicht weit von dem Entschluß, dem Kleinen „Eingeschrieben“ zum Pfefferkuchen den Fluch der Mutter zu schicken. Und ermahnst andere Leute zu reuiger Einkehr. Höre also und erblasse. Vielleicht weißt

Dus heute schon. Der Kleine hat sich weder verplempert noch verlobt, sondern das Bein gebrochen. Pst! Nicht erschrecken. Gar nicht der Rede werth. Einfacher Querbruch. Beim Reiten. Schon wieder in Ordnung und in drei Wochen hüpft er wie ein Füllen. Um Euch das Fest nicht zu stören, verschwiegen. Hättest ja gleich gedacht, er sei tot oder müsse verkrüppeln. Jetzt schmerzlos; und der Oberst (der ihn über den Klee lobt) hat zugesagt, daß er ihn Dir frei ins Haus sendet, sobald die pedes apostolorum gehorchen. Wird die Anklage nun zurückgenommen und das unglückselige Armband endlich mal vergessen? Das eine harmlose Kinderei war, j'y pense-Angelegenheit ohne Venusglanz. Unter welchen Tisch der Junge vorgestern die Beine gestreckt hat? Weiß ich: unter keinen; denn vorläufig liegt er gegipst. Weiß auch, wer das gute Marzipanherz beknabbert hat: Dein Getreuster. Halten zu Gnaden. Wurde mir nach Paris (wovon später) nachtelegraphirt und ich machte, um die Reinette meines Herzens beruhigen zu können, den Umweg über die kleine Garnison. Wollte längst mal hin. Gar nichts Bilsehaftes. Ruhige Leute. Die Jugend mit engstem Familienanschluß versehen und Dienst bis über die Ohren. Der Kommandeur ein Ostpreuße, der findet, daß Wasser den Grog verdirbt; aber die ehrlichste Soldatenhaut, die Dir denken kannst. Kein Schuster und Buckelmacher. Auch Einer, ders dick hat und nur auf das neue Pensiongesetz wartet. Offene Augen und eine gewetzte Zunge. Würde sich, glaube ich, den Schädel einrennen, wenn ihm ein Lieutenant in die Binsen ginge. Besser konnte Eurer nicht ankommen. Kein Dunst von Heirathprojekten; blos den Generalstab im Kopf. Von Zwei bis Elf hatte ich Zeit, herumzuschnüffeln. Als es schummrig wurde, mußte der Bambuse Dein Bäumchen anstecken, wir schoben das Feldbett ein Bischen vor und ließens uns schmecken. Der Junge überselig und schloß mir die innerste Herzkammer auf. Der Anblick hätte Dich in den siebenten Himmel gehoben. Und das erste, das letzte Schlückchen galt der geliebtesten Mutter. Et voilà! Das war der Heilige Abend der beiden verdammten Wüstlinge.

Und darum lag mein Quartalsbericht nicht unterm Mistelzweig. Paris (business) hat nur zwei Tage gekostet. Nichts Aufregendes; außer der Syveton-sache, die noch nicht reif, aber riesig interessant. Hörte Tristan (mit Alvarez, der singen kann, doch nicht der Schatten unseres berliner Kraus; aber das Ganze mehr als anständig und wundervoll dekorirt) und sah Cléo als appetitliche Tanagrapuppe. Thee bei Ritz, Diner (natürlich) Paillard und nachts zehn Minuten Maxim. Weißt ja, daß mir die Augen übergehen, wenn nur den Boulevard rieche. Für annähernd kultivirten Müßiggang bleibts, mit seiner joie de vivre in der Luft, die einzige Stadt. Ohne die treue Schwesterliebe für den

Ritter aber kaum halber Genuß. Im Frühling, so Dein Gott (und der Gatte) will; auch Lotte freute sich schon drauf. Einstweilen meine Errungenschaften (siehe Dein Geschätztes, letzter Absatz, kurz vor der Bestattung mit Flor und Rosen). Unglaublich viel Pelz, auch zu großer Toilette. Muff im Format eines Damenhandkoffers. Das mörderische Plättbrettkorset (mont de charge), das alle Unterleiblichkeit im Nu weghext und den Signor Zola zum vierten Evangelium gereizt hätte. Kolossalhüte mit dito Federn über ausgeschnittenen Soireeroben; zuerst überraschende, aber kleidsame Zusammenstellung. Im Theater vielfach, statt der Hüte, Kopfputz aus Perlen, Bändern, Blumen &c. pp. Stil Samaritaine. So daß manchmal jetzt sogar von Hinterplätzen die Bühne zu sehen. Auf der Straße viel Tuch; auch Liberty-Sammet. Bei Ritz ein paar frackartige Taffetgewänder (à la Louis Quinze) mit Mousselinefichu und Hundehalsband. Für achtundvierzig Stunden ohne Schneiderblick doch alles Mögliche. Dürftige Pröbchen, wie ein Pensionirter ohne adolfische Industriepapiere sie sich bei Doucet leisten kann, folgen noch vor Silvester.

Das wäre so etwa das Wichtigste; und danach könnte mich für einigermaßen rehabilitirt halten. Könnte, wenn ich die Gestrenge nicht kännte. Wie Bonaparte zu seinen Marschällen: „Königskronen könnt Ihr von mir haben; aber meine Macht reicht nicht hin, um Euch den mecklenburgischen Adel zu verschaffen". So, nur ohne die Spur von Ironie, die unerbittliche Ninette. Die bürgerlichen Ehrenrechte werden dem gebrochenen Greis wieder zuerkannt; doch der beste Bruder ist er noch lange nicht und des Pommerlandes nicht würdig, bevor nicht mit reingescheuertem Restorleib die Kontrolversammlung überstanden. Zwar hoch und theuer beschworen: Nie will ich Dich befragen! Weh aber, wenn der Briefkastenonkel auch nur eine Antwort schuldig bleibt.

Commençons par le commencement, sagte unser Schulfranzose, wenn Lecture auf dem Stundenplan stand. Eure Gaben waren, wie immer, erster Güte. Ergebensten Dank, Mefrouw. Lottchen, die Märtyrerin, die, aus dem gehorsamst angegebenen Grund, ohne den Angestammten beim Christbaum saß, hatte sich schon an Karpfen und Süßes gehalten. Vom Puter kann ich selbst mitreden; Fleisch wie Ninon mit sechzehn Jahren. (Dein Bruder lebte damals noch nicht und ersucht, ihm dieses Putänchen gefälligst nicht in die Leporelloliste zu setzen.) Da bis gegen Zehn grauer Himmel, wurden die Wachslichte noch einmal angesteckt und die Beethovensonate, ohne die nicht richtiges Weihnachten, nachgeholt. Weiteres Repertoire meldet die Gattin, die bei Dir mehr Steine im Brett hat. Der Mißkreditirte muß doch wohl ins Politische abschwenken. Janitscharenmusik kann er nicht liefern; nur, als

schlichter Mann aus dem Volk, Rede stehen. Primo loco: der Geldmangel. Nicht so furchtbar schlimm, Patriotin. Mußt Dirs nicht vorstellen wie auf dem Bauernhof, wo schon das vorletzte Stück verpfändet ist. Unsere Vitalität gestattet uns, jährlich (Bülow hat die Ziffer ja richtig von Wagner übernommen) ungefähr drei Milliarden in Alkohol anzulegen; also noch kein Konkurs in Sicht. Fehlt nur an Muth. Das leidige Applausbedürfniß knebelt die Thatkraft. Am Bundesrathstisch und bei den Erwählten die selbe Phrasenwirthschaft. „Luxussteuern." „Die schwachen Schultern nicht belasten." „Reichseinkommensteuer." Lauter Salonfeuerwerk. Fleckt Alles nicht. Erfahrung lehrt, daß nur Massenkonsumartikel der Staatskasse Geld bringen. Wo solche Unsummen vertrunken und verpafft werden, soll Bier und Tabak nicht mehr tragen können? Blödsinn mit Eichenlaub. Glaubt auch Keiner. Trifft schließlich doch nur den Verbraucher, der sich irgendwie abfindet. Natürlich gäbe es Höllenlärm in der Presse: und deshalb traut sich Niemand heran. Lieber sollen Beamte und Offiziere den Schmachtriemen noch fester schnallen. Lange ists aber nicht mehr zu vermeiden. Die Behauptung, daß die Reichen nicht genug geschröpft werden, ist röthlich schimmernde Kinderei, der, weil populär, auch von rechts nicht kräftig widersprochen wird. Wers hat, muß heutzutage ordentlich bluten. Und der auf Effekt berechnete Vorschlag, das in den Einzelstaaten besteuerte Einkommen von Reichs wegen noch einmal zu packen, würde, wenn angenommen, die Reichsherrlichkeit in bösen Geruch bringen. Der neue Zolltarif schafft ja Etwas. Bis es so weit ist, wird herumgedoktort. Und ist für die lieben Schiffchen ein tüchtiger Happen nöthig, muß doch die Hexe dran. Schwer gemacht wirds den Verbündeten jetzt wirklich nicht. Südwestafrika (worüber d'accord) mußte eigentlich Sturm geben. Menschenleben und Viertelmilliarde waren zu sparen, wenn die Maßgebenden halbwegs Bescheid wußten. Aber das Parlament sagt sein Sprüchlein und schluckt dann Alles. Lustig, daß die Leute mitten in dem Gegrein über die Finanznoth alle paar Wochen nach ihren Diäten brüllen. Einmal prinzipiell erörtern: soit. Am Ende giebts aber Wichtigeres; viel dringendere Bedürfnisse. Gut nimmt sichs nicht aus, wenn die Gesetzgeber mit so heißem Eifer den Eßlöffel schwingen. Die Manierlichkeit, Borussin, stirbt aus.

Personalia eigentlich turpia (konsultire das Landwehrlexikon). Posadowsky also auch bei Dir entwurzelt. Habe den Eindruck, daß viele Hände an der Arbeit sind, ihn langsam abzusägen. Wäre schade; kommt nichts Besseres nach. Wien war schon eine Mausefalle für den Eingekapselten. Zerbrich Dir aber nicht den Junokopf; mit den Verträgen ist Alles im Loth, und was öffent-

lich vorgemimt wird, nur verabredete Diplomatenkomoedie zum Benefiz für Deine in Großpreußen, Oesterreich und Ungarn organisirten Berufsgenossen. Ihr kriegt Verträge, von denen bis zu Manteuffel (und weiter) alles sozusagen Konservative entzückt, die scharfe Ecke ziemlich befriedigt sein wird, und werdet, so leid mirs thut, bessere nie mehr erleben. Oldenburg-Januschau konnte, wie es schien, nur von Podbielski ausgeplaudert haben. Der in der Wilhelmstraße schlecht angeschrieben ist und (deshalb das rasche Dementi in der Norddeutschen) irgendwo als enfant terrible verpetzt werden soll. Bülows früheren Reichskanzleichef hat er schon als Kontroleur neben sich. Bei S. M. auch durch Unzeitgemäßes (über Prinzenjagd) unliebsam angestoßen. Kann den Schnabel nicht halten. Mir gefällts; macht wenigstens keine Mördergrube aus seinem Herzen. Und in der von Dir inkriminirten Sache zweifellos im Recht. Gewiß „thuts sonst ein Anderer." Zehn für Einen. Und dann? Der Dicke ist ein Praktiker, der Jedem unter die Augen kann. Was nachkommt, ist auch hier sicher Wärme. Der Januschauer war nicht in Form, als er das Frühstücksgerede in Umlauf brachte. Daher jetzt der hastige Rückzug. Posa und Pod noch das Beste, was vorhanden. Die größten Gegensätze, aber Jeder auf seine Art tapfer. War der Innere auch, als er die Werthleistung des konzentrirten Kapitals rühmte. Stimmt, holde Mittelständige. Sieh mal nach Amerika hinüber; das uns jetzt schon das Wetter macht. Ihr meint immer, für Preußen werde in der Himmelsküche eine Extrawurst gebraten. Das gläubige Herz aus der Pfingstkantate. Damit ist das Personale wohl erledigt. Denn daß der Kanzler im Rutschen, glaubst ja selbst nicht. Warum auch? Prophezeien habe lange abgewöhnt; möchte aber beinahe wetten, daß Bülow vor seiner glorreichsten Saison steht. Handelsverträge, Kanal, Flotte: Alles, was Menschenbegehr. Taxire ihn für den Hochsommer auf die Durchlaucht. Finde ihn übrigens wesentlich gebessert; im Unwesentlichen, das ja allein sichtbar. Nicht mehr ganz so auswattirt und aufgeputzt. Alles, was gegen die Sozialdemokraten, nicht gerade überwältigend, aber geschickt und wirksam. Wer unbefangen urtheilt, muß zugeben, daß seine Reden viel verständiger als die der Rothen, deren Häuptlinge schlecht aufgelegt waren. Desdemona möchte freilich einen rauheren Krieger. Aber lies mal (wenn noch möglich), was Dir im vorigen Jahre schrieb; genau so sucht ers zu machen. Ohne Pathos; nicht, als ob die Staatsfundamente schon wackelten; sondern mit Ironie. Mehr „allgemeine" als gründliche Bildung, aber die Lacher auf seiner Seite; und wenn er und Einem so weiterreden, wird die ohnehin etwas zerfahrene Bebelgesellschaft es nach und nach spüren. Auf die Dauer verträgt kein Dogma Gelächter. Die ewigen Er-

klärungen an Englands Adresse wohl Spezialmission. Allerdings das Verkehrteste. Kein Mensch glaubt drüben solchen messages of love. Sind als Schlummerarien vor neuer Flottenvermehrung gedacht und wirken wie Ohnmachtbekenntnisse. Auch ist bei uns zu viel geschwatzt worden. Hundertmal recht weit oben gesagt, daß wir die Kähne gegen Britanien brauchen, daß ohne starke Flotte da nichts zu holen. Das radirt man nicht so leicht aus. Unser modernstes Unglück, daß beständig geredet und nie gehandelt. Marat nicht mein Mann; trotzdem wünschte ich als Reichshausinschrift sein Wort: O peuple babillard, si tu savais agir! Nicht zu hoffen. Sobald gehandelt werden könnte (Burenkrieg, Boxer, Ostasien, Marokko, Hereroland sind nur Beispiele), wird entweder die Gelegenheit verpaßt oder der Gaul am Schwanz aufgezäumt. Auch im Innern fast jedesmal durch verfrühtes Reden gesündigt. Der feine Politiker Paulus wußte, warum er vor Zungengift warnte.

Daß mir auf die ältesten Tage noch Karriere verheißen wird, ist rührend. Würde die geistliche vorziehen; wenn nicht vielleicht zu Lucani seligem Erben bestimmt. In jedem Fall dankbar bis in die mürben Knochen. Noch aber nicht wieder in Livree, also mit dem Recht freier Meinung. Gürte Dich mit Sanftmuth, holde Kriegerin; denn jetzt kommen drei Anklagepunkte, die kein Gummi mir wegwischt. Ungenügender Haß gegen das Katholische. (Doch nur politisch gemeint? Auf Bekenntnißstreit ließe mich nicht ein.) Wird zugegeben. Erstens wissen die Leute, was sie wollen; zweitens wollen sie selten mehr, als sie können; drittens ist ihre Partei die Zelle, aus der ein Theil der künftigen Konservativen kommen soll. Wirthschaftlich moderne Menschen ohne Patriarchalwahn. Ohne Furcht vor dem Spuk „Kapital", der Euch noch immer mit Gänsehäuten überzieht. Von sozialer Einsicht, die den Willen zur Macht nicht verkümmert. Denen Industrie eine Kulturform, nicht ein Gräuel und Schwindel ist. Und so weiter. Der Typus Junker ist mir, für Rasse und Verkehr, ein ganzes Stück lieber. Bitte nur submissest um die Mittel, ihn in statu quo zu erhalten. Ihr kämpft um die Existenz, die Anderen um die Herrschaft; Euer Interesse ist gegen, ihrs für Welthandel und Expansion. Was herauskommen muß, kann ein Kind auf der Schiefertafel berechnen. Ist also auch der Weisheit der Verbündeten Regirungen nicht unzugänglich. Nicht zu vermeidende Folge: der Zustand, der Dich und die ganze Pastoralsymphonie aus dem Takt bringt.

Weiter. Sachsen-Toskana. Der Uebergang wäre einem Feuilletonpfiffikus nicht schwer. Die Jesuiten! Bitte um zwei Sekunden Geduld. Du denkst (und mit Dir Millionen), nur um den einen Hauslehrer handle sichs. Ahnungsloser Engel! Gerichtlich festgestellt, daß mit einem runden Dutzend verschie-

dener Herren der Schöpfung die Ehe gebrochen; thatsächlich festgestellt. Daher der alte Georg über die „innerlich längst tief gefallene Frau". Moralpredigt nicht meine Passion. Ein notorisches Dutzend immerhin etwas heftig; und kein Wunder, keine Barbarei, daß, trotz Bürgerlichem Gesetzbuch, von den Kindern streng abgesperrt. Siehst Du Dich als Schwieger solcher Mama? Die Arme könnte es gut haben. Wir wollen die Steine liegen lassen. Aber Frau Luise müßte, nach so vielen Abwechselungen, Ruhe halten; s'effacer, gerade im Interesse der Kinder. Jetzt, plötzlich, vom Arno- ins Elb-Florenz, von meinem ehrwürdigen Bellevue-Hotel übern Damm recta aufs Palais zu, wo just vor einem Jahr mit Giron abgefaßt. In Trauer, mit wallendem Schleier, genau wie vierzehn Tage vorher in der fabelhaft genialen Familienblattkarikatur des Simplizissimus, die ihr vielleicht entscheidende Anregung gab. Nur die Kinder umarmen? Ich glaube eher: den Mann und die Krone zurückerobern. „Habe ich ihn fünf Minuten, dann habe ich ihn für immer." Authentischer Ausspruch, den auf meine Verantwortung getrost weitergeben kannst. Das gelang im Advent nun nicht und die Unglückliche (die übrigens, wie ich höre, blühend aussehen soll) mußte wieder gen Italien. Wurde in Dresden und Leipzig aber angevivat; von den selben Leuten, die sonst schon einen bescheidenen Ehebruch mit Galgen und Rad strafen möchten. Das ist die Tragikomik der Sache. Ob die gutmüthige Majestät die Entlaufene noch dans le sang hat, ahnt mein Unterthanenverstand nicht. Das souveraine Volk aber schwärmt einfach für sie. Weil die Einzige, die Leben in die schwül fromme Bude brachte. Weil auf Spazirfahrten arme Würmer vom Pflaster gehoben, das Näschen geputzt und beim weiland Stollenadam mit Chokolade bewirthet. Von hundert guten Sachsen glaubt höchstens einer, daß sie wirklich was auf dem Kerbholz hat. „Alles von den Jesuiten erfunden, um sie aus dem Weg zu räumen." Jede Scheuerfrau trägt ihr Bild als Broche. Die Keuschsten beten sie an. Wird schließlich nichts übrig bleiben, als Gerichtsprotokol mit Unterschrift der Richter bekannt zu machen. Oder Gnade für Recht. Tertium non datur, sagt Dein gelehrter Major in solchen Fällen. Jetzt das ganze Land wild über Grausamkeit gegen das arme Opfer. Nasen putzen, Chokolade spendiren und nett sein: auf und neben Thronen ist Popularität wahrhaftig nicht theuer.

Wenigstens in unserem Klima. Là-bas, im Reussenland, nicht so bequem. Und da wären wir ja beim letzten Punktum. Also noch immer mit den Japanern zufrieden? Ich auch. Famose Kerle. Eben drum dürfen sie uns nicht übern Kopf wachsen, müssen sie eine Lektion haben. Kriegen sie auch, wenn nicht Alles trügt. Vor acht Tagen hat ein Generalstäbler, von der hell-

ften Sorte, mir bei Mosel bewiesen, daß theoretisch der Krieg schon für Rußland gewonnen. Trotz unerhörter Bravour der Gelben, mit deren Strategie es schließlich doch gehapert hat. Der Russe, Dank Neurasthenie und Friedensdrapirung, garnicht vorbereitet; dennoch bis heute kein irgendwie entscheidender Japanersieg; nicht mal Port Athur. Weiß Madonna, was Kuropatkin in der ersten Zeit hatte? Zweiundvierzigtausend Mann, Summa Summarum, und den Auswurf so ziemlich. Wenn er damit nicht Wunderdinge vollbracht hat, will ich bis ans Grab Kammerherrendienst thun. Jetzt große, täglich wachsende Armee; das Beste, was zu haben ist. Und Japan geht die Puste schon aus. Richtig ist, daß die Schiffe aus Alexejews Zeit vor die Hunde sind. Aber wie oft sind die seit dem Sommer schon in den Grund gebohrt und in die Luft gesprengt worden! Daß nicht von den Gelben erobert, ist noch immer ein Glück. Darfst ruhig glauben, daß die Sache für Nippon jetzt oberfaul liegt. Nikolai natürlich unberechenbar. Bin erstaunt, daß (wie heutiger Ukas lehrt) er nicht doch Semstwos, Verfassung oder Aehnliches probirt. Was allerdings Anfang vom Ende gewesen wäre. Kein Muschik hätte für möglich gehalten, daß Batuschka freiwillig die Herrschaft theilt. Hätten ihn für gefangen gehalten und, wenn von den Altmoskowitern halbwegs klug in die Gluth geblasen, sich nach Petersburg gewälzt und die ganze lackirte „Bildung" zertrampelt. Nee, Herzchen, so einfach, wies in den Zeitungen steht, ist die Geschichte da nicht. Von den hundertvierzig Millionen wünschen noch knapp zehn den Zauber, den wir Parlamentarismus nennen. Wird ja kommen; aber jetzt, mitten im Krieg, vor siegreicher Bataille! Was heute verheißen, würde, wenn ernsthaft durchgeführt, nützlich wirken. Mehr ist fürs Erste nicht zu haben. Und die Revolution so oft angedroht worden, daß kaum mehr schreckt. Lies die neuen Bismarckbriefe an Schleinitz. Damals sollte es jeden Tag losgehen und am Hof wurde auf Alexander geschimpft, daß kein Hund ein Stück Brot von ihm genommen hätte. Fünfzig Jahre vorher wars eben so; und die Nothbaracke steht immer noch und ist sogar um 'ne ganze Ecke größer geworden.

Aus Morgen und Abend ward ein harter Diensttag. Bin ich trotzdem verurtheilt? Gerichtet oder gerettet? Die „Stimme von oben" besorgt Lotka (die mich seit Mittag für verrückt oder Romanschreiber hält und jetzt zum Abendmahl ruft). Prosan, Trautste; zum richtigen, mit Kelch und Brot, bringen wirs nicht mehr. Nur in Eurem himmlischen Ehefrieden möglich; wir in N.W. wohnen parterre. Bist Du zu beneiden! Um den Mann, dann, nach einer Anstandspause, um die Kinder; na, und enfin auch um den Bruder, der 1905 (Prosit!) bleiben wird, was er seit Aeonen war, Dein allergetreuster

Moritz.

Spanien.

Mehrmals bin ich aufgefordert worden, über meine Reise nach Spanien zu berichten. Endlich, mehrere Jahre nach ihrer Beendigung, habe ich mich entschlossen, zwar nicht die Zahl der Reisebeschreibungen zu vermehren, doch ein paar Blätter zu veröffentlichen, die, wie ich hoffe, Anderen einen Dienst erweisen werden und mit denen ich, wie ich glaube, meine Befugnisse nicht überschreite.

Wer längere Zeit in einem noch wenig bekannten Lande gelebt hat, wird auch durch eine schmucklose Beschreibung die Mitwelt erfreuen. Und nicht nur diese. Noch heute ist das Buch Townsends, der in den Jahren 1786 und 1787 Spanien bereist hat, eine Quelle großen Genusses, obwohl der Verfasser über ästhetische Anlagen nicht verfügt hatte. Nach dem Vorbilde Youngs berichtet der naturwissenschaftlich und nationalökonomisch gebildete Mann — er war zuerst Arzt, später anglikanischer Geistlicher — über Straßen, Wirthshäuser, Kirchen, Gemälde, Klöster, den geologischen Bau des Landes, die Preise der Lebensmittel und Anderes. Schon die Ueberschriften der Kapitel verrathen die seltsame Mannichfaltigkeit des Inhaltes. Eine lautet: Reise von Malaga nach Granada mit allgemeinen Betrachtungen über die spanischen Pflüge. Eine andere: Granada mit einem Bericht über die Alhambra, die Seidenindustrie, die Vertreibung der Mauren und Vermuthungen über die Entstehung des Salpeters. Aber der erheiternde Eindruck verschwindet, wenn man in dem Werke gründliche Abhandlungen über die wirthschaftlichen Zustände, insbesondere die Bevölkerung und die Finanzen des damaligen Spaniens findet. Auch hat der Verfasser die vornehme Gesellschaft des Landes kennen gelernt; gelegentlich entwirft er von ihr kulturhistorisch anziehende Schilderungen. Aehnliche Bestandtheile sucht man in einer heutigen Reisebeschreibung vergebens; über die Arbeit und die Lebensweise der verschiedenen Klassen erfahren wir fast gar nichts. Schilderungen der Bauern, der Bürger, des Adels, des Klerus, der Dörfer, der Handels- und Industriestädte, der Kathedralstädte — deren Domherren mir ein Küster einmal in Fromme, Gelehrte und Politiker eintheilte —, sie müßten neues Leben in diese kränkliche Literaturgattung bringen. Nimmt man die „Reiseerinnerungen aus Spanien" Bernhardis zur Hand, der mit gründlichen nationalökonomischen Kenntnissen ausgerüstet war und die spanische Gesellschaft aus nächster Nähe Jahre lang beobachten konnte, dann wundert man sich, daß er beinahe nur Das der Aufzeichnung werth hält, was auch dem Touristen in die Augen fällt.

An Townsend erinnert Willkomm, der 1844, 45 und 50 in Spanien lebte und in den siebenziger Jahren die Balearen besuchte. Mit dem geschärften Blick des Naturforschers hat er Vieles gesehen, was den Späteren unbekannt geblieben ist; mannichfache Interessen erweitern den Kreis seiner Beobachtungen,

die er immer anschaulich und in den früheren Schriften mit jugendlicher Frische, mit liebenswürdiger Gesinnung vorträgt. Wie Townsend und Willkomm, war Wilhelm Mohr mit einer gründlichen, durch längeren Aufenthalt erworbenen Kenntniß Spaniens ausgerüstet; aber er übertraf Beide als Schriftsteller. Der zweite Theil seines Buches „Achtzehn Monate in Spanien" gehört zu dem Witzigsten und Geistvollsten, was über das Land gedruckt worden ist. In dem Madrid gewidmeten Kapitel ist die Nüchternheit dieser modernsten aller modernen Hauptstädte ausgezeichnet getroffen; es ist hervorgegangen aus einer seltenen Vereinigung von scharfer Beobachtungsgabe und ungewöhnlichem Darstellungtalent. Niemand hat die kirchlichen und weltlichen Feste Sevillas so scharf umrissen und in so glühenden Farben gemalt; er war eben nicht nur ein Virtuos der Feder, sondern auch ein fein und vielseitig gebildeter Mensch.

Nun lehrt die Erfahrung, daß man auch nach einer Ferienreise, wie sie mir beschieden war, ein gutes Buch zu Stande bringen kann, vorausgesetzt, daß man mit so viel Witz wie Theophile Gautier oder mit so vielen Interessen wie Ziegler über die Bidassoa oder die Pyrenäen fährt. Aber die meisten Verfasser waren nicht so begnadet; ihre Methode ist etwa die folgende. Man beschreibt, was sich nicht beschreiben läßt, erzählt all seine Reiseerlebnisse, preist hier den Reiz der südlichen Natur, rühmt dort die franqueza des Spaniers, schwelgt hier und dort in der Schönheit der Spanierin: und das Buch ist fertig. Wenn man sich bei der nicht geringen Zahl solcher Leistungen nicht wundern darf, daß es Leute giebt, die Muße zu Unternehmungen dieser Art haben, so bleibt es dennoch merkwürdig, daß sie durch die Nothwendigkeit, oft Gesagtes wiederholen zu müssen, nicht abgeschreckt werden. Denn obwohl in Spanien nicht Alles beim Alten bleiben kann, schreitet es doch nicht mit der Schnelligkeit Deutschlands und der Vereinigten Staaten vorwärts. Um eins der gekennzeichneten Werke zu schreiben, braucht man deshalb überhaupt nicht nach Spanien zu reisen; es genügt, nachdenklich Goethes „Erste Epistel" zu lesen.

Dem scharfsichtigen Leser, dessen Geist dem Verfasser vorauszueilen pflegt, wird schon klar geworden sein, daß ich mir kein sehr hohes Ziel gesteckt habe. Ich strebe weder nach dem Ruhm der Townsend noch greife ich nach dem Lorber der Gautier; ich möchte nur Denen, die nach Spanien zu reisen beabsichtigen, ernstlich davon abrathen und, wenn Das keinen Erfolg hätte, ihnen einige Winke geben, die den Genuß an der Reise zu erhöhen geeignet sind.

Es giebt von der Natur und der Geschichte bevorzugte Länder, deren Besuch Jedem empfohlen werden kann: dem Naturfreund, dem Kunstfreund, dem Fußwanderer, dem Bergsteiger und auch dem Erholungbedürftigen, der leichte Zerstreuungen sucht und gute Speisen wie auch anständige Getränke nicht entbehren will. Zu diesen Ländern gehört Spanien nicht. Vor Allem hat es nur eng begrenzte Ansprüche auf landschaftliche Schönheit. Das ist

noch immer nicht genügend bekannt, obwohl schon Willkomm sich in sittiger Weise über Geibels Schwärmereien lustig gemacht hat. Sogar die englischen Reisehandbücher haben Uebertreibungen nicht gescheut, was Hare in seinen „Wanderings in Spain" (1873) nach Verdienst an den Pranger stellt. Kräftig hat auch Passarge in seinem Werk „Aus Spanien und Portugal" (1884), das zu den besten Schriften über die pyrenäische Halbinsel gehört, gegen das unleidliche Gerede angekämpft. Ueberhaupt sind mir Passarges und Hares Urtheile durchgängig unparteiisch und wohl abgewogen erschienen.

Der größte Theil von Spanien besteht aus einem baum- und wasserarmen Hochland. Die Gefühle des Reisenden vermag ungefähr Der nachzubilden, der im Personenzug die Fahrt von Dirschau nach Landsberg an der Warthe, von Berlin nach Dresden, von München nach Ingolstadt macht; aber die traurige Strecke zwischen Madrid und Toledo und die Wüstenlandschaft des Ebrogebietes kann er sich auch dann noch nicht vorstellen. Damit verglichen, bedeutet eine Durchquerung der Lüneburger Haide oder der Kiefernbestände zwischen Kottbus und Görlitz schon einen hohen ästhetischen Genuß. Den Gebirgen des Inneren, der Sierra Guadaramma mit der Sierra de Gredos und der Sierra Morena, die der von Norden Kommende überschreiten muß, fehlt kräftiger Pflanzenwuchs, fehlen auch edle Formen so völlig, daß sie ihn für die bisherigen Entbehrungen nicht entschädigen können. Dem Hochland ist im Süden vorgelagert das Thal des Guadalquivir. Es erhebt sich zu einer höheren Stufe der Schönheit in seinem oberen Theil, da, wo der Reisende, angesichts der zur Sierra Nevada emporstrebenden Bergketten, von der Sierra Morena herabsteigt, berauscht von dem Zauber der wilden Schluchten des Puerto de Despeñaperros; dann aber verflacht das Thal schnell zur gewöhnlichen Nüchternheit. Außerdem ist das Hochland im Norden und Osten von zwei weit auseinanderliegenden, zum Meere hinabführenden Rändern umsäumt; zwischen ihnen erheben sich im Nordosten die Pyrenäen.

Diese verhältnißmäßig kleinen Gebiete bergen die landschaftlichen Schönheiten Spaniens; aber nur wenige Reisende lernen sie gründlich kennen. In Asturien und dem Baskenland, die schöne Berg- und Pflanzenformen haben, fehlen genügende Wege; und Asturien liegt nicht an den großen Wanderstraßen. Die Meisten betreten den spanischen Boden in Irun und fahren entweder über Burgos und Valladolid nach Madrid oder das Ebrothal hinab nach Zaragoza und Barzelona. An das asturische Bergland schließen sich die Pyrenäen, die auf spanischer Seite wenig Komfort bieten und für deren Erschließung hier nichts geschehen ist. Auch von manchen Besuchern der französischen Pyrenäen wird es aus Gründen bedauert, die sich aus der touristischen Natur des Gebirges ergeben. Der Kenner der wallisischen Alpen kann sie leicht beurtheilen. Wie von Sion nach Evolena und Arolla, von Siders nach

Zinal, von Visp nach Saas und Zermatt, so führen aus dem nördlichen Vorlande der Pyrenäen Wege an den Flüssen und den manchmal in tiefen Felsrinnen rauschenden Bächen entlang zum Kamm des Gebirges hinauf; aber die eben angegebenen Mängel erschweren den Abstieg nach Spanien. Wohl giebt es im äußersten Osten und Westen bequeme, fahrbare Uebergänge: von Bayonne durch das roncevaller Thal nach Pamplona, von Olorn, das mit dem benachbarten Pau durch eine Eisenbahn verbunden ist, nach Jaca, dann weit im Westen die bekannte Straße über den Col du Perthus und eine andere über Puigcerda nach Katalonien, aber auf der langen dazwischen liegenden Strecke nur den Saumpfad von Jaca an den Bädern von Panticosa vorüber nach Cauterets. So bleiben dem Besucher der Pyrenäen nur Bergbesteigungen auf der französischen Seite und Wanderungen über die Bergwände, die die Querthäler von einander trennen. Wer auch diesen Anstrengungen nicht gewachsen ist, muß auf langen und langweiligen Wegen in die Ebene zurückkehren. Er wird daher bald vorziehen, sich an einem der vielen Badeorte, etwa in Cauterets oder Luchon, niederzulassen und von dort Ausflüge in die malerischen Umgebungen zu machen.

Von den östlichen Pyrenäen zieht sich ein hügeliges Gelände, das sich im Montseny zur Mittelgebirgshöhe emporreckt, nach Barzelona hinunter. Es bietet den Reisenden eine Anzahl hübscher Blicke; aber Wenige bekommen es zu Gesicht, da sie nicht über Port-Bou in das Land gelangen. Die etwa hundert Kilometer lange Strecke Barzelona-Tarragona wird den Deutschen nicht selten an die Hardt oder die Bergstraße erinnern: auf der einen Seite begleitet ihn eine niedrige Bergreihe, auf der anderen breitet sich eine Ebene aus, die den Eindruck großer Wohlhabenheit macht. Auf halbem Weg zwischen Ebro und Valencia, etwa hundert Kilometer von Tortosa entfernt, erreicht er in Benicasim und Castellon die valencianische Küstenebene, die besonders im Anfang des Jahres, wenn er seine Heimath im Eis und Schnee verlassen hat, seine höchste Bewunderung erregt. Immergrüne Pflanzen bedecken den Boden, die letzten Orangen blicken aus tiefdunklem Laub hervor, das Gebirge baut sich in edleren Formen am Horizont auf; und jetzt nähert er sich langsam einem mächtigen, mit Befestigungen gekrönten Berge, der, einem gewaltigeren Ehrenbreitenstein ähnlich, sich von dem Gebirge gelöst und in einer Vierteldrehung in die Ebene vorgeschoben zu haben scheint. Das ist Sagunt. Wenn nun noch eine südliche Sonne Alles in lodernde Farbengluth taucht, dann verwirklicht sich zum ersten Mal sein Jugendtraum von der Schönheit Spaniens. Bald breitet sich die Huerta von Valencia vor ihm aus; an weißen, sauberen, über die Ebene zerstreuten Bauernhäusern vorüber schlendert der Zug der ausgedehnten, mit Thürmen geschmückten Stadt entgegen. Uebertroffen werden diese Eindrücke noch, wenn der Wanderer südlich

von Valencia nach Jativa hinauffährt oder nach den in der Nähe des Meeres gelegenen Orten Gandia und Denia pilgert; die Schilderung dieser fremdartigen und malerischen Landschaften möge man in dem Werk von Passarge lesen. Damit ist der Höhepunkt erreicht; wie im Trauerspiel folgt die Umkehr; und zwar in unserem Fall die Umkehr nach der trostlosen, einförmigen Hochebene. Aber weshalb bleibt der Reisende nicht an der Küste? Weshalb zieht er nicht über Alicante, Elche, Murcia, Kartagena nach Granada? Schon deshalb nicht, weil eine durchgehende Eisenbahn nicht besteht; sie macht bis jetzt vor der Sierra Nevada Halt. Ich möchte aber auch Niemand rathen, seine Reise in der angegebenen Richtung fortzusetzen. Alicante ist eine heiße Stadt, die auf der Landseite von häßlichen Steinbrüchen und einem nackten Schloßberg umklammert wird; am Meer zieht sich eine vielgepriesene, durftige Palmenallee hin; zwischen Steinberg, Steinbruch und Palmenallee drängen sich so viele Häuser zusammen, wie zur Beherbergung von vierzig- bis fünfzigtausend Menschen erforderlich sind. Manchen verführen seine Jugendschwärmereien, den zwischen Alicante und Murcia gelegenen Palmenwald von Elche zu besuchen. Ich muß gestehen, daß mich wenige Dinge so enttäuscht haben. Nicht etwa, weil die Eisenbahn eine breite Schneise hineingeschnitten hat. Einzelne Palmen, über eine Landschaft vertheilt oder zu kleinen Gruppen verbunden, machen, besonders aus der Ferne, einen graziösen Eindruck. Aber erblickt man sie zu großen Massen verbunden, dann verschwinden Kontrastwirkung und Individualität und man wird auf das Dürftige, Unentwickelte dieser Pflanzenpersönlichkeit aufmerksam. Gleichsam aus Mangel an Mitteln hat die Natur die Blätter ohne die Zwischenglieder der Aeste und Zweige unmittelbar an den Stamm gebunden. Wie ärmlich erscheint dieser Baum, wenn die Phantasie plötzlich eine uralte, langsam gereifte, mit mächtigen Gliedern ausgerüstete nordische Eiche daneben hält! Wenig Besseres ist von Murcia und Kartagena zu sagen; beide Städte wissen den Fremdem nicht lange zu fesseln; und die berühmten Huertas von Orihuela und Murcia sind wohl landwirthschaftlich, doch nicht landschaftlich bemerkenswerth.

Die lange Fahrt nach Alkazar, von dort nach Kordova haben wir hinter uns. Durch die engen Gassen der orientalischen Stadt hinabstolpernd, sind wir an die kahlen Mauern eines großen Gebäudes gelangt, das ein Gefängniß zu sein scheint. Wir treten ein: und uns erfüllt freudiges Staunen. Ein weiter, großer, lichter Hof, einige Bäume, einige Brunnen, daneben wenige Menschen; über dem Ganzen schwebt überirdische Ruhe. Wir sind im Vorhof der Moschee. Und wie wir nun aus der Lichtung in das Gotteshaus treten, umfängt uns ein steinerner, halbdunkler Wald, der sich nach allen Seiten ausbreitet. Aus kurzen, gedrungenen Säulen streben die Bogenäste empor und verschlingen sich zu einem schattenden Dache. Keine Riesensäulen sind es, wie Heinrich Heine singt, die

diese unbeschreibliche Erregung in dem Beschauer hervorrufen: es ist das Gesetz des Kontrastes, das mit raffinirter künstlerischer Berechnung verwirklicht worden ist und dem er unterliegt, seit er die gewundenen Gassen hinabgeschritten ist.

Und nun wieder auf die Berge. Nach Bobadilla, von wo die Eisenbahnen nach Gibraltar, Malaga und Granada ausgehen. Endlich erreichen wir die berühmte Stadt am Jenil; und über holperiges, die Reisenden schmerzhaft schüttelndes Pflaster, wie wir es seit Alicante nicht mehr gefühlt haben, schleppt uns der Hotelwagen vor den Gasthof, wo uns eine Schaar Bettler umdrängt. Der erste Besuch gilt der Alhambra. Wenn der Ankömmling an einem klaren Spätnachmittag, auf dem Torre de la Vela stehend und der Schicksale der Mauren gedenkend, den Blick über die in südlichen Farben prangende Landschaft schweifen läßt, dann mag er vergessen, daß auf kein Land wie auf Spanien das Wort zutrifft, daß seine Schönheiten sind few and far between. Er hat Granada gesehen; nun kehrt er auf dem selben Weg nach Bobadilla zurück und bald geht es durch die Schlucht des Guadalhorce, deren großartige Wildheit die des Puerto de Despeñaperros noch übertrifft, hinab in die andalusische Küstenebene, nach Malaga. Die überreiche tropische Vegetation der Umgebung, der üppige Blumenschmuck der Landhäuser im Anfang des Frühlings, wenn man oben in Granada erst den Abzug des Winters spürt, sie verwirren leicht das Urtheil des Nordländers so sehr, daß er der Lage der Stadt eine Schönheit beilegt, die sie bei ruhiger Prüfung nicht besitzt. Und nun wollen wir hoffen, daß ein Schiff im Hafen liegt, das ihn nach den oft beschriebenen und noch öfter gezeichneten und photographirten Städten Gibraltar und Kadix trägt. Denn sonst muß er wieder nach Bobadilla hinauf, von Bobadilla nach Gibraltar hinunter, von Gibraltar zum dritten Male nach Bobadilla und von dort endlich nach Kadix. An einem sonnigen Tage fährt er im offenen Wagen vom Bahnhof in Sevilla hinein: und vor seinen Augen entrollt sich ein herrliches Bild. Die Kathedrale, die öffentlichen Gebäude, die Plätze, das bewegte Treiben in den Straßen, der fremdartige Farbenton: das Alles ist so neu und so schön, daß er glauben könnte, in eine moderne, mit der europäischen Kultur fortgeschrittene maurische Stadt gekommen zu zu sein; denn Sevilla ist nicht verlumpt oder geschmacklos restaurirt wie Granada, nicht herabgekommen wie Kordova, nicht dürftig wie Elche: nein, hier ist Glanz und Pracht, Fortschritt, Freude am Dasein. Gönnen wir unserem Nordmannen sein Entzücken; hat er Barzelona und den Montserrat schon gesehen, dann wird er nicht so leicht wieder in den Zustand der Bewunderung gerathen.

Den Werth dieser Höhepunkte seiner Wanderexistenz möge er nicht überschätzen. Bedrückend und erstickend wirkt zu häufig die Aermlichkeit, die Einförmigkeit, der Wüsten- und Steppencharakter der spanischen Landschaft. Ich

werde mich stets des Gefühls der Befreiung, der Wiederbelebung erinnern, das ich, als wenn ich mich aus hinabzerrenden Meerfluthen zum Ufer zurückgerungen hätte, in mir empfand, als ich in den baskischen Provinzen und dann in Frankreich wieder edle Formen, Wald, Wasser und, in das Antlitz der Erde überall eingegraben, die Züge alter, emsiger Kultur erblickte. Die Fahrt am breiten, grünen Adour und der Gave de Pau, durch die in reinem Frühlingssonnenschein leuchtenden Bäume und Weiler mit dem Blick auf die im Schneeglanz herabfunkelnden Pyrenäen wird mir unvergeßlich bleiben. Vielleicht sind diese Gegenden nicht so schön, wie sie mir damals erschienen, und vielleicht haben die Normanninnen nicht so prächtige Formen, wie ich sie zu sehen glaubte, als ich vor Jahren aus England, der Insel der schlanken, muskulösen Menschen, über den Kanal gefahren war.

Mit ihnen haben manche Spanierinnen eine gewisse Aehnlichkeit. Auch in Spanien sieht man viele Rubensgestalten; nur sind sie gewöhnlich nicht blond, sondern braun und schwarz. Im Alter erreichen sie nicht selten einen beträchtlichen Umfang. Ich sah einmal auf einem Theater eine gewaltige Dueña und hielt ihre äußere Erscheinung für Karikatur, bis ich mich einige Tage später auf einer Eisenbahnfahrt überzeugte, daß es so beschaffene Personen in Wirklichkeit giebt. Eine schwarz gekleidete, stark gepuderte und geschminkte Dame wollte in unseren Wagen einsteigen; doch obwohl sie in verschiedenartiger Weise unterstützt wurde, gelang es nicht, sie hinaufzuheben; erst als sie eine für das Einladen von Gütern bestimmte Erhöhung betreten hatte, vermochte sie in schräger Richtung hineinzugelangen.

Mit der Spanierin muß ich mich noch ein Bischen beschäftigen, da auch sie zu den Schönheitschätzen Spaniens gerechnet wird. Nach der gewöhnlichen Auffassung ist in Spanien ein größerer Bruchtheil erwachsener weiblicher Personen schön als in anderen Ländern. Dieser Glaube irrt. Ich zögere nicht, zu behaupten, daß man in England und Italien mehr schöne Mädchen und Frauen sieht als in Spanien. Dagegen gebe ich zu, daß es hier vielleicht eine größere Zahl hervorragender Schönheiten giebt als anderswo, Schönheiten, die gewöhnlich das Ideal der belle femme verwirklichen. Und ich bin fest überzeugt, daß viele Spanierinnen sich durch einen hoheitvollen Gang auszeichnen, den man außerhalb Spaniens nicht sieht und der sich auch nicht erlernen läßt, denn er beruht nach der Meinung gelehrter Männer auf anatomischen Eigenthümlichkeiten der iberischen Rasse. Auch kann kein Zweifel daran bestehen, daß der Reiz der Andalusierinnen Sevillas nicht auf ihre Schönheit zurückzuführen ist. Willkomm, Mohr und Francis Elliot stimmen darin überein, daß er ihrem Wesen entströmt.

Der Leser wird schon nach diesen flüchtigen Andeutungen überzeugt sein, daß es der Spanierin nie an Bewunderern fehlen wird, selbst wenn sie

nicht schön sein sollte. Und ich könnte mir denken, daß in fünfzig Jahren ein Reisender über den landschaftlichen Charakter Spaniens ein von dem meinigen verschiedenes Urtheil fällte.

Nehmen wir einmal an, daß die Wiederbewaldung des Landes überall, wo sie noch möglich ist, bald in Angriff genommen wird — die Franzosen haben auf diesem Gebiet unter den schwierigsten Verhältnissen ganz Bedeutendes geleistet —, daß die bessere Wasserzuführung die Ausdehnung der Landwirthschaft bewirkt, daß Asturien und die baskischen Provinzen zugänglicher werden, daß die spanische Seite der Pyrenäen an materieller Kultur der französischen gleichkommt, daß eine direkte Eisenbahnlinie von Perpignan bis Granada führt, daß in Malaga gute Dampfschiffverbindungen mit Kadix bestehen und daß auf den spanischen Eisenbahnen viele und schnelle Züge die rascheste Entfernung aus unerfreulichen Gegenden, die flugartige Durchmessung öder Gebiete erlauben. Zeigt diese Aufzählung nicht, daß schon allein bessere Verkehrsmittel das Urtheil des Reisenden verändern und seinen Genuß erhöhen würden? Ueber deren niedrigen Stand verbreiten sich die Reisebücher; aber ihre Ausführungen genügen nicht, um den Touristen auf die künftigen Leiden vorzubereiten. Gewiß: sie sagen, daß die spanischen Züge außerordentlich langsam fahren. Aber sie sagen nicht, daß die unendlich erscheinenden Fahrten in den von Tabaksqualm erfüllten Abtheilen Manchem die Lust und die Möglichkeit benehmen, den ursprünglich festgesetzten Reiseplan auszuführen. Mein Reiseheft hätte mich nach Badajoz geführt, von wo ich einen Abstecher nach dem 280 Kilometer entfernten Lissabon zu machen gedachte. Da aber die Fahrt elf bis zwölf Stunden gedauert hätte, verzichtete ich darauf. Noch ein anderer Grund sprach mit. Ich hatte mich auf die Beobachtung der Veränderung des Pflanzenwuchses beim Uebergang aus dem spanischen Binnenland in die portugiesische Küstenlandschaft gefreut; aber es gab auf der Linie keinen ausschließlichen Tageszug. Auch die Mancha hätte ich gern im Tageslicht gesehen; aber ich konnte keinen Zug ausfindig machen, der es ermöglicht hätte. Jahrzehnte lang hatte ich mich auf die Fußwanderung vom Escorial über die Sierra Guadaramma nach San Ildefonso gefreut, von dem finsteren Palaste des sechzehnten nach dem heiteren Schloß des achtzehnten Jahrhunderts, aus der dürftigen Vegetation, die die südlichen Abhänge des Gebirges bedeckt, zu den Fichtenwäldern, die sich am Fuß des Pico de Peñalara ausbreiten, und zu den Springbrunnen, die in den Gärten von La Granja emporschießen. Aber die spanischen Eisenbahnen hatten meine Zeit aufgezehrt.

Man beachte es wohl: die spanischen Züge fahren nicht nur langsam, es fahren auch nur wenige Züge und auf wichtigen Strecken giebt es keinen Schnellzug. Es klingt fast wie ein Scherz, daß zwischen Madrid und Lissabon täglich nur ein Personenzug verkehrt. Zu diesen Unannehmlichkeiten ge-

fellen sich die starken Verspätungen; auf diesem Gebiet kann Spanien getrost den Wettbewerb mit Italien aufnehmen. Zwar haben die Verspätungen auch ihr Gutes. Durch den Puerto de Despeñaperros sollten wir zu meinem Schmerz in dunkler Nacht fahren; thatsächlich geschah es in der klaren Morgenfrühe. Einen anderen Fall muß ich etwas ausführlicher darstellen. Wir kamen in Béziers zu Mittfasten an. Schon vorher hatten sich unsere Wagen mit lustigen Leuten gefüllt, die den Karneval in Béziers mitmachen wollten. Extrazüge hatten an den Bahnhöfen gestanden und waren auf den Nebengleisen gefahren und in der Nähe des Bahnhofes in Béziers trieb sich ein kostbarer Fastnachtwagen herum. Mich wandelte die Lust an, die Fahrt zu unterbrechen und zu prüfen, ob man in Béziers Fastnacht besser zu feiern verstehe als in Paris und Rom. Ich kam aber bald zu dem Entschluß, an dem Reiseplan festzuhalten, da ich am Donnerstagmorgen in Valencia sein wollte, um dem von Hackländer, Willkomm, Passarge, Bernhardi beschriebenen Wassergericht beizuwohnen. Ich war ausgestiegen und hatte, beobachtend, überlegend, nicht gleich bemerkt, daß der Zug sich in Bewegung setzte. Dann lief ich neben den rollenden Rädern her, aber meinen Wagen konnte ich nicht mehr erreichen; zuletzt gelang es mir, in einen Gepäckwagen zu springen dessen Bremser mich mit in sein Häuschen hinaufnahm. Auf diese Weise erfuhr ich, daß die Fahrt da oben die im österreichischen Aussichtwagen noch übertrifft. Der Bremser war ein freundlicher, liebenswürdiger Mensch, dessen Unterhaltung ich zunächst nicht nach ihrem ganzen Werth schätzte, da sie ein mir missliebiges Nebenprodukt, Ströme von Knoblauchdüften, über mich ergoß. Er fragte mich, wo ich denn am Abend zu sein hoffe. Ich erwiderte: In Barzelona. Da lächelte er merkwürdig und behauptete, es gebe ganze Stöße von Beschwerden über das verspätete Eintreffen der französischen Züge in Port-Bou. Der Bremser hatte richtig prophezeit: wir kamen etwa zehn Minuten zu spät in Port-Bou an; und der spanische Zug hatte, in einer für Spanien merkwürdigen Anwandlung von Pünktlichkeit, nicht auf uns gewartet. Der Bahnwirth schien auf den mangelnden Anschluß nicht unvorbereitet zu sein, denn er setzte uns ein reichhaltiges Diner vor. Obwohl ich nun weder das Fastnachttreiben in Béziers noch die Richter von Valencia beobachten konnte, war ich doch um zwei Erfahrungen reicher geworden, — und das Schicksal bereitete mir dann noch eine dritte. Ich hatte nicht den Nachtschnellzug benutzt, sondern in Port-Bou übernachtet, um die Gegend von der spanischen Grenze nach Barzelona zu sehen; und als ich am folgenden Morgen Figueras betrat, erblickte ich einen Anschlag des Bürgermeisters und der Stadtverordneten, der bestimmte Markttage und Marktstunden festsetzte, weil bei den bisherigen ungeregelten Verhältnissen Angebot und Nachfrage einander verfehlt hätten. Den Werth dieser Entdeckung werden Alle zu würdigen wissen, die

mit den Angriffen auf die Weisheit der mittelalterlichen Marktordnungen bekannt sind. Dennoch schmerzte die Wunde und ich konnte nicht umhin, den Polizisten, der vor der Puerta de los Apostolos in Valencia stand, um einige Auskünfte über das Wassergericht zu bitten. Er tröstete mich halb mitleidig, halb geringschätzig und meinte: „Aber es sind doch nur Bauern!“ Eine Valencianerin, die ich ein Jahr später in Italien von meinem Mißgeschick unterrichtete, fragte mich, ob ich die in der Nähe liegende „Capilla de Nuestra Señora de los Desemparados“ besucht und die „Sagrada Imagen della Virgén“ gesehen habe. Als ich es bejahte, sah sie mich mit einem Blick an, der deutlich besagte: Dann ist ja Alles in Ordnung. Diese Erfahrungen erinnern mich an die eines Offiziers des ersten Napoleon, der vor seinem Eintritt in dessen Heer nach Köln geeilt war, um den berühmten Feldherrn auf seinem Marsch durch die Stadt zu sehen. Er kam zu spät auf der Hochstraße an und beklagte sich laut, worauf ein junges Weib verächtlich rief: „Do hätt Uehr jätt Nächtes jesinn: ne kleine jähle Kähl!“

Neben der geringen Zahl, der Langsamkeit und der Verspätung der Züge ist die Vorliebe der Eisenbahnverwaltungen für Nachtzüge dem Reisenden sehr unbequem. Er möchte so viel wie möglich von dem Lande sehen; auch auf einer Eisenbahnfahrt erlangt der Gebildete viele Aufschlüsse und Kenntnisse. Die Spanier pflegen Bettzeug mit auf die Reise zu nehmen, das manchmal die Gerüche des heimathlichen Schlafgemaches treu aufbewahrt und zur allgemeinen Benutzung ausstrahlt. Ich wurde an Rußland erinnert, wo Tage lang fortgesetzte Reisen vorkommen und die Breite der Eisenbahnwagen die häusliche Niederlassung erleichtert.

Diese traurigen Verkehrsverhältnisse bewirken, daß eine Reise in Spanien mehr Zeit erfordert als in Mitteleuropa. Und da ein so beträchtlicher Theil dieser Zeit im Eisenbahnwagen zugebracht werden muß, wo geschlafen, geraucht, gegessen wird und doch eine gründliche Säuberung selten stattfindet, so empfiehlt es sich, einen größeren Vorrath von Kleidungstücken mitzuführen, als in anderen Ländern erforderlich wäre. Vielleicht wird man denken, die Erste Klasse sei von diesen Mißständen frei. Das wäre ein Irrthum. Ich hatte mir, wie die meisten Fremden, ein Rundreiseheft Erster Klasse, und zwar schon an der Grenze, gekauft, was ich auch Anderen nur empfehlen kann. Die Zweite Klasse hat keine Abtheile für Nichtraucher, während die Erste Klasse „Compartimientos para no fumadores“ enthält, in denen man wenigstens das Nichtrauchen erzwingen kann. Erzwingen, denn man hat selbst hier immerfort mit den Versuchen schlecht erzogener Individuen zu kämpfen, sich über das Rauchverbot hinwegzusetzen. Ist Jemand wegen Ueberfüllung der Wagen gezwungen, unter den Nichtrauchern Platz zu nehmen, so darf er nicht auf Schonung rechnen. Ein junger Franzose mit seiner Gattin war in Toledo in diese

unangenehme Lage gerathen; sie konnte den fürchterlichen Tabakduft nicht aushalten, den zwei vornehme junge Geistliche unaufhörlich um sich verbreiteten, und mußte aussteigen, um in einem rauchfreien Wagen eine Unterkunft zu suchen. Worauf einer der Dandies, von seltsamem Triumphgefühl geschwellt, lächelnd hinwarf: Aha, die gnädige Frau ist fort!

Daß die Verkehrszustände sich bald bessern werden, ist nicht zu erwarten. Das Eisenbahnwesen wird extensiv bleiben, so lange nicht ein gesteigerter wirthschaftlicher Verkehr die Intensität gewinnbringend macht; die Vorliebe für Nachtzüge hängt wahrscheinlich mit der Tageshitze während eines großen Theiles des Jahres zusammen; andere Mängel sind die Folgen des spanischen Nationalcharakters, der sich nicht so leicht verändern wird; und endlich sind die Vorbilder des spanischen Eisenbahnwesens nicht rühmenswerth. Spanien sieht noch immer mit einiger Bewunderung und Verehrung zu Frankreich empor, trotz der empörenden Behandlung, die Frankreich den sogenannten lateinischen Schwestern, insbesondere aber der spanischen, seit mehr als hundert Jahren angedeihen läßt. Verläßt der Spanier sein Land, so ist es fast selbstverständlich, daß er nach Frankreich reist; von dort hat das Land seine Eisenbahnen erhalten, die, eben so wie die französischen, beweisen, daß der französische Kapitalismus der gierigste von allen ist. Auf den Eisenbahnen des mittleren und südlichen Frankreich findet man fast den selben Schmutz und entsetzliche Wagen auf Nebenlinien; es ist vielfach unmöglich, schnell von der Stelle zu kommen, wenn man nicht in Luxuszügen fährt; und der Reisende muß sich nicht selten die selben Willfürlichkeiten wie in Spanien gefallen lassen.

Nicht viel erfreulicher als das Eisenbahnwesen ist die Post, die die „romanischen" Völker geschaffen haben. Hier müssen wir allerdings von der französischen absehen. Die Frage ist erlaubt, ob die italienische Post unter der spanischen oder die spanische unter der italienischen steht. Niemals habe ich gehört, daß ein spanischer Postbeamter Freimarken, die durch den Stempel wenig beschmutzt und dann wieder gereinigt worden waren, verkauft hätte, wie es im Neapolitanischen vorgekommen ist, oder daß ein Briefträger dem Beispiel eines italienischen Kollegen gefolgt wäre, der, ohne Verständniß für die Schreiblust der angelsächsischen Rasse, die für ein englisches Hotel in Florenz bestimmten Briefe zur Verminderung seiner Mühe einfach in den Arno warf. Vielleicht sind die spanischen Beamten gewissenhafter; aber sie sind noch ungebildeter. Ich ließ mir meine Briefe nur nach Madrid „postlagernd" nachschicken, weil ich annahm, daß in der Hauptstadt des Landes gebildete Postbeamte den Dienst versehen würden. Thatsächlich erhielt ich dort nur zwei Briefe, dann, nach meiner Heimkehr, in Folge einer Eingabe an den Postdirektor von Madrid, noch etwa ein Dutzend Karten und Briefe, deren größter Theil schon während meiner Anwesenheit in Madrid dort gelagert hatte, endlich nach einem halben Jahr zwei

Briefe, die unmittelbar an die Absender zurückgeschickt worden waren. Baedeker hat Recht: man soll die Briefe an einen Gasthof adressiren lassen, so viele offensichtliche Unzuträglichkeiten dieses Verfahren auch haben mag; die Hoteladresse wird auch von ungebildeten Leuten verstanden

Und damit sind wir bei den Gasthöfen angelangt. Man braucht nicht zu befürchten, daß ich eine climax ascendens vorzuführen beabsichtige und das Schlimmste an den Schluß gestellt habe. Im Gegentheil. Wenn der Reisende seine Wanderung nicht auf weniger besuchte Orte ausdehnt, etwa Merida, Salamanca, Segovia, wenn er nicht die Zahl und Behaglichkeit der public rooms großer englischer Gasthöfe, nicht die ausgezeichnete Küche einiger Gasthöfe Deutschlands, Frankreichs und der Schweiz verlangt, dann wird er meist zufrieden gestellt werden. Die public rooms spielen ja auch in der deutschen Gasthofswelt noch immer eine bescheidene Rolle; und was die Güte der Betten betrifft, so stehen manche deutschen Karawansereien hinter denen Frankreichs, der Schweiz und Italiens zurück. Nur in Granada empfiehlt es sich, die in der Stadt gelegenen Fondas zu vermeiden und in der Nähe der Alhambra zu wohnen. Toledo, das früher berüchtigte, hat ein palastähnliches Hotel erhalten, das sich, wie ein öffentliches Gebäude, nicht einmal nach außen über seine Bestimmung ausweist. Auch die Bahnwirthschaften, die zu einem festen Preis Mittag- und Abendtafeln halten, sind meist zu loben. Die Erzeugnisse der spanischen Küche — Das muß der Reisende wissen — sind schwer verdaulich. Deshalb fand ich in einem madrider Theater den Vorhang von oben bis unten mit der Anpreisung hierauf bezüglicher Heilmittel bedeckt. Doch wenn wir von der rheinischen Küche absehen: haben wir Deutsche das Recht, uns pharisäisch in die Brust zu werfen? Weist nicht auch die deutsche Küche viele schwer verdauliche und unverdauliche Speisen auf? Die englische Köchin sühnt all ihre Vergehen dadurch, daß sie in kurz bemessenen Zeiträumen Rhabarberschüsseln darbringt. Vielleicht wäre ihren Genossinnen in anderen Ländern das selbe Verfahren anzurathen.

Unter schlechten Gasthäusern leidet der Reisende in Spanien weniger als unter der mannichfachen Bettelei. Während der nordische Italienfahrer diese Plage erst ernstlich zu fühlen beginnt, wenn er von Rom Ausflüge nach Tivoli und Castel Gandolfo macht, erfaßt sie Einen in Spanien, so bald man den Fuß auf den Boden einer kleineren oder mittleren Stadt setzt. Nur in großen Städten, wo der Fremde verschwindet, und in solchen Gegenden, die vom Verkehrsstrom nicht berührt werden, findet er Ruhe. Während in Italien die erstaunlichste Zudringlichkeit und Frechheit auf das ehemalige Königreich Neapel beschränkt ist, erreicht die Bettelei diesen hohen Stärkegrad in allen Provinzen Hispaniens. In Burgos hatte ich ein heiteres Erlebniß. Ich machte mich zu einer ungewohnt frühen Stunde auf den Weg nach der Kathedrale.

Um eine Ecke biegend, erblicke ich plötzlich vor dem Haupteingang mehrere Bettler in der lebhaftesten Unterhaltung; sie lachten und rauchten Cigaretten. Als sie mich sahen, überflog plötzlich ein Gaunerlächeln ihre gelben Gesichter. Ich that, als bemerkte ich es nicht, denn es ist ein ausgezeichnetes Mittel zur Erweiterung der Menschenkenntniß; man kann beobachten, wie weit die Dummheit und Frechheit gewisser Individuen geht. Nun hatten sie Zeit, sich für ihren Beruf vorzubereiten. Rasch warfen sie die Cigaretten fort, dann ließen sie sich zu Boden fallen, verzogen ihre Gesichter, und als ich in die Kirche trat, streckten sie mir die Hände entgegen und baten mich mit weinerlicher Stimme und verzerrten Zügen um ein Almosen aus Liebe zu Gott und der Allerseligsten Jungfrau Maria.

Eine andere Art der Bettelei zeigen uns die Küster einiger Kirchen. Sie haben die Arbeitstheilung in der Weise eingeführt, daß der Besucher von verschiedenen Personen nach einander herumgeführt wird; die Leute hoffen, dadurch das Trinkgeld zu erhöhen. Es ist leicht, diesen Kniff zu durchkreuzen, während es schwerer wird, einem Theil der Beamten öffentlicher Sammlungen entgegenzutreten. Einige nämlich drängen dem Fremden, selbst wenn er sie offenbar nicht versteht und ihrer Dienste nicht bedarf, ihre Erklärungen auf, bis er sich durch ein Trinkgeld losgekauft hat.

Ich hoffe, daß Spanien von dieser Krankheit gesunden wird. Was mir diesen Glauben giebt? Die Geschichte einer Stadt, von der ein Reisender im Jahre 1790 folgende Beschreibung giebt: „Den finsteren, traurigen Ort haben wir recht gern verlassen. Wie wenig stimmt das Innere dieser Stadt mit dem vielversprechenden Anblick von der Flußseite überein! In dieser Stadt sollen viele reiche Familien wohnen; doch Das befriedigt mich nicht, so lange ich auf den Straßen nur Schaaren von zerlumpten Bettlern herumschleichen sehe. Bekanntlich geht (deren) Unsittlichkeit so weit, daß sie den Müßiggang systematisch treiben und ihre Plätze an den Kirchthüren erblich hinterlassen oder zum Heirathgut ihrer Töchter schlagen. In der Osterwoche ist es üblich, daß die Armen, die sich schämen, öffentlich zu betteln, in schwarze Kittel vermummt und mit einem Flor über dem Gesicht, auf die Straße gehen, niederknien, den Rosenkranz beten und die Vorübergehenden um Almosen anrufen. Die Geistlichen, die hier auf allen Wegen wimmeln und deren ungeheure Menge auf einen Reisenden immer einen unangenehmen Eindruck macht, könnten zur Moralität dieser rohen, ungezügelten Menge heilsam wirken. Aber sie thun es nicht. Die Bettlerrotten sind ihre Miliz . ." Giebt es heute noch eine Stadt in Spanien, in der solche Zustände anzutreffen wären? Ich antworte mit Zuversicht: Nein. Und welche Stadt mag es denn sein, die da beschrieben ist? Etwa Toledo? Zaragoza? Nein: es ist die heilige Stadt Köln. Die abgedruckten Sätze stehen in Georg Forsters „Ansichten vom

Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich.“ Wie in der Reichsstadt Köln, so wurzelt die Bettelei überall in den unentwickelten wirthschaftlichen Verhältnissen. Jahrhunderte hindurch ist ein beträchtlicher Theil der Ueberschüsse der spanischen Volkswirthschaft nicht in Kapital verwandelt worden, das mehr Einkommen und mehr Kapital erzeugt hätte, sondern er diente zum Bau und zur Verschönerung von Kirchen, Klöstern und zum Unterhalte von zahlreichen Priestern, Mönchen, Nonnen und vornehmen Leuten aller Art, die keine wirthschaftlichen Güter erzeugten. Da konnten Spaniens Bevölkerung und Volkswirthschaft nicht zunehmen, da mußten sie sagen: zurückgehen; die Menschen aber, die keine Beschäftigung fanden, waren gezwungen, ihr Brot von Denen zu erbetteln, die den nationalen Reinertrag empfingen. Wie die Bevölkerung des römischen Reiches verarmen und zurückgehen mußte, weil die Ueberschüsse der civilisirten Welt keinen anderen Zweck hatten als den, das römische Volk zu ernähren und zu belustigen. Die Erklärung des allgemeinen Menschenschwundes aus der Sittenlosigkeit der Zeit wird auf den Nationalökonomen immer einen erheiternden Eindruck machen. Die Geschichte Roms, Spaniens, Frankreichs vor der Revolution lassen ihn verstehen, weshalb die großen Nationalökonomen der liberalen Periode zwei Begriffe geschaffen haben: Kapital und produktive Arbeit.

Kiel. Professor Dr. Wilhelm Hasbach.



Die beiden Maler.

Zu der Zeit, als das Mittelalter sich zu Ende neigte und neues Wollen in allen Künsten und Wissenschaften aufkam, lebte in einer nördlichen Stadt ein ganz alter Maler, der bei seinen Leuten als der kunstfertigste Meister galt. Er hatte nicht Weib und Kind und führte ein recht einsames Leben, indem er nur immer fleißig war, sich in seiner Kunst weiterzubilden und vollkommener zu werden; und wiewohl er zu jener Zeit, von der wir sprechen wollen, schon das neunzigste Jahr erreicht hatte, schienen seine neuen Bildnisse auch in Wahrheit immer schöner und lebendiger geworden zu sein als seine früheren; so sagte er auch von sich: „Bis zu meinem fünfundachtzigsten Jahre bin ich nur ein Lehrjung gewesen und gut genug, die Farben zu reiben; nun bin ich ein Geselle geworden; aber so mir Gott das Leben gönnt, so werde ich mit hundertundzehn Jahren ein Meister sein.“ Und solchen Glaubens fröhlich, lebte er seine Tage dahin in Winter und Sommer.

Nun geschah es, daß ein reicher Kaufmann, der viele Reisen machte, auch einmal eine Reise machte zu den großen Handelsstädten, die im Westen liegen, wo

stolzes Tuch gewebt wird und schöne Leinwand. Der sah dort Bilder eines neuen Meisters, die ihm gar wohl gefielen, besser als die Bilder des alten Mannes, den sie daheim hatten; und da diesem Meister viele Schüler zugeströmt waren, die alle von ihm seine vollkommenere Art gelernt hatten, so kaufte er von einem solchen Schüler ein schönes Bildniß Unserer Frauen um ein nicht allzu theueres Geld, denn die Bilder des Meisters selber wurden allzu hoch im Preise gehalten, also, daß er nicht daran kommen konnte. Solches Bild bewahrte er sorgfältig auf, nahm es mit nach seiner Stadt und schenkte es in die Kirche seines Viertels, als einen besonderen Schmuck an der Wand des Chores.

Als der alte Meister das neue Bild gesehen hatte, kam über ihn ein tiefes Stillschweigen, und obwohl die meisten Leute sagten, deren Art es ja immer ist, daß sie das Einheimische loben aus Stolz, daß das fremde Bild geringer sei als die er selber gemalt hatte, so erwiderte er doch, Das verstünden sie nicht; dieses Bild sei das herrlichste, das er je gesehen; er glaube auch nicht, daß er je solche Kunst und Geschicklichkeit erreichen könne, ein Werk dieser Gestalt zu schaffen.

Darauf ging er zu wichtigen Rathspersonen, stellte Denen vor, wie bedeutsam es für eine Stadt sei, wenn berühmte Künstler in ihr leben, denn sie ziehen viel Geld von außen herein, und sprach dann, daß er selber seines Lebens zur Genüge habe und nicht auf den Erwerb mehr angewiesen sei; und sollte der Rath den jungen Maler herziehen, der die Tafel gemacht habe, durch einen Auftrag eines großen Bildes mit vielen Figuren, das eigentlich er selbst, der Alte, hatte machen sollen.

Die Rathspersonen wunderten sich wohl, daß der alte Mann gar keinen Neid gegen den Fremden aufwies; aber sie dachten, daß er doch wohl sein Handwerk aufgeben wolle, seines hohen Alters wegen, und schien ihnen auch gut, was er gesagt, daß sie den jungen Maler sollten herziehen. Also schrieben sie Briefe und schickten die fort; und es wollte auch das Glück, daß der Junge Ja sagte, sich auf die Reise machte und angezogen kam.

Der Alte hatte eine große Begier, ihn zu sehen, und wie denn von einem Bauern durch Zufall erzählt wurde, daß er einige Meilen vor der Stadt in einem Wirthshaus dem Manne begegnet sei, der da gesessen habe und habe getrunken und viel Rühmens gehabt von seiner Kunst, da zog er sein gutes Kleid aus feinem Tuch an und seinen Pelzmantel, setzte sich auf ein Pferd, dem Fremden entgegenzureiten. Wie er ihn noch in der Wirthschaft antraf, wunderte er sich zwar sehr, daß der Mann gar nicht erschien nach ehrbarer Bürger Art, sondern hatte einen langen Raufdegen an der Seite und als Gewand trug er einen lumpichten Koller, wie ein gartender Lanzknecht. So setzte er sich nun neben den Jungen mit einer zierlichen Anrede, die Der auch mit großer Höflichkeit und Geschwinde der Zunge erwiderte, erzählte von dem Bild, wie er großen Gefallen an dem gefunden, und er sei selber auch Maler und habe viele Tafeln vollendet in seinem Leben. Der Fremde erwies sich als einen Mann von frohem Muth, der gern lachte, Späße erzählte und allerlei Scherz trieb mit den kichernden Mägden. Solches Wesen hatte der alte Meister bis dahin nicht gekannt; aber er dachte, daß die heutige Jugend wohl in allen Dingen fröhlicher ist als die frühere. Während des Redens und Spaßens zog dann der Junge ein Büchlein aus der Tasche und zeichnete mit flinken Strichen des Silberstiftes die fliegenden Röcke einer Dirne, die mit zwei Eimern in den Händen am Fenster vorbei zum Ziehbrunnen jachterte; hier erstaunte der

Alte wieder über die Lebendigkeit und natürliche Schönheit der Zeichnung, freute sich des jungen Gesellen und ward gegen Aller Erwarten mit einem Male selber ganz lustig, so daß er Wein bestellte und eifrig mit den Anderen becherte.

Nun zeigte sich, daß der Beiden Art, zu arbeiten, ganz verschieden war; denn der Alte setzte sich in die Einsamkeit, brütete viel über seiner Aufgabe und brachte es dahin, daß ihm endlich ein herrliches Bild vor der Seele stand, durch e inen Willen, den er auf seine Absicht gerichtet. Das mühte er sich dann auf dem Holz festzuhalten durch fleißige und sorgfältige Arbeit. Der Junge aber lebte in der Welt, freute sich mit den Menschen und die Frauen hatten ihn lieb, trotzdem er ein frecher Geselle war; da zeichnete er in sein Buch dann viel, das er sah, mit wenigen Strichen, und dachte: Dieses brauche ich für dieses Bild und Das für jenes, und auch was ich von solchen schnellen Zeichnungen nicht brauche, Das gefällt mir doch; und macht mir solches Zeichnen Freude, wie einem jungen Mädchen das Tanzen. Hatte er dann aber einen Auftrag für ein großes Bild, so suchte er zuerst immer in seiner Erinnerung, wo er Menschen gesehen, die wohl so aussehen mochten wie die Leute, die auf seinem Bilde abgemalt sein sollten, Männer und Frauen, und dann ging er hin zu Denen, bat freundlich: und sie gewährten ihm meistens, daß sie sich vor ihm in der Stellung halten sollten, die der Mensch auf dem Bilde haben mußte. Und danach malte er dann treu seine Figur; und aus vielen solchen Figuren setzte er sein Bild zusammen.

An solche Möglichkeit des Arbeitens hatte der Alte noch nicht gedacht; und wie er erst eine Weile des Jungen Art beobachtet hatte, da sah er sehr wohl, daß die Jungfrauen, die er selbst malte, Arme hatten, die eng an die Seite gedrückt waren und das Jesuskindlein hielten mit steifer Haltung und ohne Lieblichkeit; und so war auch alles Andere. Aber wie er Das eingesehen hatte, da ward ihm, als sei er mit einem Male wieder ein ganz Junger geworden und fange in Allem von vorn an; und fühlte eine Hoffnung und Zuversicht, daß er lachend zu dem Anderen sagte, nun werde er ihn noch übertreffen. Der aber, als ein fröhlicher und leichter Mann sonder Harm und Groll, lachte ebenfalls und antwortete, wenn er Das vermöchte in seinem Hochalter, so wolle er ihn für den tüchtigsten Maler halten, den es je gegeben, bei den alten heidnischen Völkern wie bei den neueren.

Und so wurden sie Beide fröhlich. Und ließ der Alte Wein holen, wie er denn nun gewohnt war, weil er des Jungen Geselligkeit hatte, und saßen lange zusammen in Kunstgesprächen.

Nun geschah es, daß der junge Maler eine leichtsinnige Dirne annahm, die hübsch gewachsen war von Körper und auch ein anmuthiges Gesicht hatte. Die gebrauchte er für seine Kunst, indem er sie in allen Stellungen, die ihm nöthig schienen, zeichnete und malte, in vielen verschiedenen Gewändern und auch ohne Kleider und ganz nackt. Dieses Mädchen blieb eines Abends noch in der Werkstatt, als der alte Mann zum Besuch kam; und wie nachher gesprochen und getrunken ward, da ergriff sie eine Laute, die des Jungen war, und sang ein lustiges Lied, das damals von Allen gesungen wurde, und so wurden sie alle Drei recht fröhlich und der Alte betrachtete mit scharfen Augen all ihre Bewegungen und prägte sie seinem Gedächtniß ein. Am Ende aber ergriff er einen Stift und zeichnete auf den Tisch die merkwürdige und schnelle Wendung ihrer Füße, wie sie in kurzen Kleidern in der Werkstatt hin und her ging; denn sie machte die Wirthin. Da

sagte er zu dem Anderen: „Heute habe ich meinen Bart im Spiegel betrachtet. Der war zwanzig Jahre lang schneeweiß und nun finde ich ganz schwarze Haare in ihm; so will auch mein Körper sich verjüngen, wie sich mein Geist schon verjüngt hat."

Diese Freude wurde aber durch einen wunderlichen Zufall gestört. Denn wie das Mädchen wiederum ein Lied sang zur Laute, da ward der Alte plötzlich ganz still und sah das Mädchen mit großen Augen an; die waren so dunkel geworden, daß sie sich fürchtete, zu ihrem Herrn trat und mit Singen aufhörte. Da schlug der alte Mann mit der Faust auf den Tisch und wollte aufstehen; aber er fiel zurück, legte sein Haupt in seine Hände und fing heftig zu weinen an. Der Junge, in Gutmüthigkeit, vermeinte, ihn zu trösten; und weil er dachte, daß des Alten Kummer auf irgend welche Weise mit der Frauensperson zusammenhänge, sagte er ihm, ein Weib sei nur ein Ding, wie ein Hund oder Pferd, aber nicht Unseresgleichen; erzählte dann auch, er werde jetzt ein großes Geld kriegen für sein Bild, dann wollten sie Zwei ein lustig Leben führen und Alles verthun. Aber solche Reden halfen nicht und am Ende gab sich der Alte von selbst, setzte sich aufrecht in seinen Stuhl, schickte die Dirne aus der Werkstatt, die denn gar gern ging; denn vor dem Alten fürchtete sie sich und des Jungen Rede hatte sie verdrossen.

Und der Alte begann, so zu reden: „Lieber, wenn ich mein Gemüth nicht bezwingen könnte, so möchte ich Dich jetzt bitterlich hassen. Denn das Lied, das die Dirne eben sang, habe ich selbst gemacht vor vielen Jahren; ich war damals ein Jüngling von Zwanzig, — und heute bin ich ein Neunziger. Das war für eine Jungfrau, die heirathete mein Freund; und seitdem ist sie selbst alt geworden und ist gestorben und ihre Kinder sind alt geworden und sind gestorben und ihre Enkelin ist nun schon ein altes Weib: so lange ist Das nun her. Aber gegen meinen Freund zog ich damals mein Messer und verwundete ihn hart; nachher bereute ich, that Buße und habe ihn gepflegt in seiner Krankheit. Damals war es, daß ich zuerst lenkte all meine Inbrunst auf meine inwendigen Bilder und begann, zu malen in der Weise, die Du kennst, und wurde ein froher Mann, auch ohne Weib und Kind; denn es sind ja Weib und Kind auch ein Hinderniß."

Darauf schwieg er eine Weile. Dann fuhr er fort: „Nun scheint mir aber, daß ich verblendet gewesen bin, wie ich Deine Bilder gesehen habe; denn Deine ganze Art und Kunst ist thörlicher und leichter Art und kann nicht bestehen vor einem ernsten Gemüth." Der Andere vermeinte, ihn immer noch zu beruhigen, er aber nahm seine Mütze und ging aus dem Haus, ohne Gruß und Abschied; und wie er in seiner eigenen Werkstatt angekommen war, steckte er einen Kienspahn an und beleuchtete all seine Bilder, die er gemacht, seufzte tief, nahm jedes von seinem Ort und zerspellte es mit einer Axt in der Küche auf dem Fleischklotz, da seine Haushälterin das Fleisch wiegte, denn er hatte keine Zähne mehr und konnte nichts Hartes genießen.

Nach Diesem hielt er sich Wochen zu Haus und zu seiner Arbeit, ohne sich um seinen Gesellen zu kümmern. Machte denn auch nicht auf, als Der ihn besuchen wollte, sondern entsendete ihn mit harten Worten, die endlich sich der Geselle in sein harmloses Gemüth nahm und ihn nun auch mied. Es vermochte aber der Alte in diesen Wochen nichts zu Stande zu bringen, sondern saß nur immer und strengte sich an mit Mischen der Farbe, Zurichten der Tafeln und anderem hand-

werkmäßigen Thun. Hierüber faßte er einen Gram, der fraß ihm am Herzen, daß er krank wurde und im Bett liegen mußte.

Nun hatte er wohl eine sehr starke Natur, aber das hohe Alter zwang ihn doch, also, daß er arg von Kräften kam; und am Ende genas er zwar und stand auf von seinem Bett, aber da war er gar klapperig und schwach geworden, mochte nicht viel mehr gehen, geschweige, daß er hätte ein Pferd besteigen können; sondern saß gern und viel in der Sonne und wärmte sich. Weil er in dieser Verfassung nun wieder freundlicher schien und milder denn früher, lachte auch wohl einmal mit Kindern, die da auf der Straße spielten, so dachte sein Beichtiger, daß er ihn wollte wieder versöhnen mit dem jungen Maler, damit er nicht dereinst in einer Feindschaft mit einem Menschen abfahren müsse. So ging er zu ihm und sprach mit ihm, der seufzte und klagte, daß er nichts mehr arbeiten könne. Aber auf des Pfaffen Vorhalten gab er zu, daß er an seines Lebens Grenze angelangt sei und müsse Gott nur danken für die Gnade eines solchen langen Lebens voller Kunst und Kraft. Durch dieses Gespräch ward er erweichet, daß er am Ende beistimmte und sprach, er wolle sich versöhnen und wolle auch mit dem Jungen zusammen das Abendmahl nehmen auf die neue Freundschaft.

So ward nun Alles abgemacht und trafen sich die Beiden an der Kirchenthür; und nahm der Alte mit einem freundlichen Lächeln die schwarze Mütze von seinem weißen Haar, drückte dem Jungen die Hand und sprach mit Herzlichkeit zu ihm, daß Der in ganz besondere Fröhlichkeit kam und ihm die Hand küßte, die zitterte; denn er hatte vor dem alten Mann eine sonderliche Hochachtung. Nun gingen sie zusammen durch die Thür; da faßte der Riemen, daran der Alte sein Messer am Gurt hängen hatte, in das Schloßbiech, so [illegible] daß der schwache Mann ins Wanken gerieth; der Junge griff ihm schnell untern A[illegible]rm und stützte ihn und so schritten sie Arm in Arm in die Kirche mit einander, w[illegible]ie der Urahn mit seinem Enkel: so sehr schienen sie zusammengehörig. Darauf st[illegible]llten sie sich zusammen hin, recht in die Mitte der Kirche, vor den Altar, daran [illegible] der Priester celebrirte.

Aber auf dem Altar stand ein Bild des Alten, d[illegible]as er gemalt hatte vor nunmehr fünfzig Jahren. Das stellte den Schmerzensm[illegible]ann vor. Wie er das Bild wieder ansah — und hatte genug Zeit zu solchem An[illegible]sehen —, da zog wieder Alles in sein Herz, was er einst gefühlt hatte, und das [illegible]herz hob sich ihm. Da zog er sein Messer aus der Scheide, mit Ungeschicklichke[illegible]it, und ehe sich Einer Solches versah, stieß er zu und traf den Jungen gerade [illegible]an einer sicheren Stelle, daß Der umfiel ohne einen Laut. Und so wenig Aufsehe[illegible]n hatte diese Schnelligkeit und Ruhe gemacht, daß der Priester noch fortfuhr [illegible]m Amt, als schon das Blut aus dem Toten sich auf den Fliesen verbreitete.

Weimar. Paul Ernst.



Samskola.

Ich werde erzählen, was sich neulich in Gothenburg begeben hat. Es ist merkwürdig genug. Es geschah in dieser Stadt, daß mehrere Kinder zu ihren Eltern kamen und erklärten, sie wollten auch nachmittags in der Schule bleiben, auch wenn kein Unterricht ist, immer. Immer? Ja, so viel wie möglich. In welcher Schule?

Ich werde von dieser Schule erzählen. Es ist eine ungewöhnliche, eine völlig unimperativische Schule; eine Schule, die nachgiebt, eine Schule, die sich nicht für fertig hält, sondern für etwas Werdendes, daran die Kinder selbst, umformend und bestimmend, arbeiten sollen. Die Kinder, in enger und freundlicher Beziehung mit einigen aufmerksamen, lernenden, vorsichtigen Erwachsenen, Menschen, Lehrern, wenn man will. Die Kinder sind in dieser Schule die Hauptsache. Man begreift, daß damit verschiedene Einrichtungen fortfallen, die an anderen Schulen üblich sind. Zum Beispiel: jene hochnothpeinlichen Untersuchungen und Verhöre, die man Prüfungen genannt hat, und die damit zusammenhängenden Zeugnisse. Sie waren ganz und gar eine Erfindung der Großen. Und man fühlt gleich, wenn man die Schule betritt, den Unterschied. Man ist in einer Schule, in der es nicht nach Staub, Tinte und Angst riecht, sondern nach Sonne, blondem Holz und Kindheit.

Man wird sagen, daß eine solche Schule sich nicht halten kann. Nein, natürlich. Aber die Kinder halten sie. Sie besteht nun im vierten Jahre und man zählt in diesem Semester zweihundertfünfzehn Schüler, Mädchen und Knaben aus allen Altern. Denn es ist eine richtige Schule, die beim Anfang anfängt und bis ans Ende reicht. Freilich: dieses Ende liegt noch nicht ganz in ihrer Hand. An diesem Ausgang der Achtzehnjährigen steht, gespenstisch wie ein Revenant, die Reifeprüfung. Und sie treten, aus der Zukunft, in der sie schon waren, in eine andere Zeit zurück. In die Zeit ihrer Zeitgenossen. Aber sie sind doch, sozusagen, im Kommenden erzogen; werden sie Das ganz verleugnen? Wird man es später an ihrem Leben merken?

Für Alle, die jetzt und in den nächsten Jahren die Schule verlassen, trifft Das noch nicht ganz zu; denn sie sind (da die Schule erst ihr viertes Jahr beginnt) nicht von Anfang an ihre Schüler gewesen. Sie sind eines Tages übergetreten, mit Schulerfahrungen und -Konventionen behaftet und ganz voll von den Bazillen alter, verschleppter Schulseuchen. Wäre der junge Körper dieser neuen Schule nicht so durch und durch gesund, so hätten sie leicht eine Gefahr für ihn werden können. So aber gehen sie, ohne Schaden zu stiften, durch seinen Organismus durch; ihre schlechten Gebräuche und Schülerheimlichkeiten, die sie fortsetzen, bekommen, inmitten des weiten, offenen Vertrauens, inmitten dieser lebensgroßen Menschlichkeit, die weit über die

Wände einer Schulstunde hinausreicht, einen Anschein von trauriger, harmloser Lächerlichkeit; sie werden so überflüssig wie die umwickelten Geberden eines Freigelassenen, der fortfährt, in der Zeichen- und Klopfsprache des Gefängnisses sich auszudrücken. Aber wenn diese einmal scheu Gemachten auch nicht fähig sind, sich in der Sonne der neuen Schule ganz arglos auszubreiten, so merkt man doch, wie sie sich erholen, wie sie sich aufrichten und, bei aller Frühreife ihrer trüben Erfahrung, reine, kindhaft lichte Triebe ansetzen und da und dort zum Blühen kommen. Aber man muß vorsichtig mit ihnen sein; denn die Freiheit ist eine Gefahr für sie.

Das Wort Freiheit ist genannt. Es scheint mir, als ob wir, die Erwachsenen, in einer Welt lebten, in der keine Freiheit ist. Freiheit ist bewegtes, steigendes, mit der Menschenseele sich wandelndes, wachsendes Gesetz. Unsere Gesetze sind nicht mehr die unserigen. Sie sind zurückgeblieben, während das Leben lief. Man hat sie zurückgehalten, aus Geiz, aus Habgier, aus Eigennutz; aber vor Allem: aus Angst. Man wollte sie nicht mit auf den Wellen haben in Sturm und Schiffbruch; sie sollten in Sicherheit sein. Und da man sie so, gerettet aus aller Gefahr, auf dem Strande zurückließ, sind sie erstarrt. Und Das ist unsere Noth: daß wir Gesetze haben aus Stein. Gesetze, die nicht immer mit uns waren, fremde, unverwandte Gesetze. Keine von den tausend neuen Bewegungen unseres Blutes pflanzt sich in ihnen fort; unser Leben besteht nicht für sie; und die Wärme aller Herzen reicht nicht aus, einen Schimmer von Grün auf ihren kalten Oberflächen hervorzurufen. Wir schreien nach dem neuen Gesetz. Nach einem Gesetz, das Tag und Nacht bei uns bleibt und das wir erkannt und befruchtet haben wie ein Weib. Aber es kommt Keiner, der solches Gesetz uns geben kann; es ist über die Kraft.

Aber denkt Niemand daran, daß das neue Gesetz, das wir nicht zu schaffen vermögen, täglich anfangen kann mit Denen, die wieder ein Anfang sind? Sind sie nicht wieder das Ganze, Schöpfung und Welt, wachsen nicht in ihnen alle Kräfte heran, wenn wir nur Raum geben? Wenn wir nicht aufdringlich, mit dem Recht des Stärkeren, den Kindern all das Fertige in den Weg stellen, das für unser Leben gilt, wenn sie nichts vorfinden, wenn sie Alles machen müssen: werden sie nicht Alles machen? Wenn wir uns hüten, den alten Riß zwischen Pflicht und Freude (Schule und Leben), Gesetz und Freiheit in sie hinein zu vergrößern: ist es nicht möglich, daß die Welt heil in ihnen heranwächst? Nicht in einer Generation freilich, nicht in der nächsten und übernächsten, aber langsam, von Kindheit zu Kindheit heilend?

Ich weiß nicht, ob man zu dem Ursprung der Schule auch durch diese Gedanken gegangen ist; es ist eine Welt von Gedanken gedacht worden. Aber nun ist sie da. Ihre einfache Heiterkeit spielt vor einem Hintergrunde dunkelsten Ernstes. Sie ist nicht in ein Programm eingeschlossen, sie ist nach allen

Seiten offen. Und es ist gar nicht vom „Erziehen“ die Rede. Es handelt sich gar nicht darum. Denn wer kann erziehen? Wo ist Der unter uns, der erziehen dürfte?

Was diese Schule versucht, ist Dieses: nichts zu stören. Aber indem sie Dies auf ihre thätige und hingebende Weise versucht, indem sie Hemmungen entfernt, Fragen anregt, horcht, beobachtet, lernt und vorsichtig liebt, — thut sie Alles, was Erwachsene an Denen thun können, die nach ihnen kommen sollen.

Das fünftheilige hölzerne Gebäude eines früheren Hospitals. An Kranke denkt man nicht mehr; nur Etwas wie die Freude von vielen Genesenden ist darin geblieben.

Die Zimmer sind wie die Zimmer in einem Landhaus. Mittelgroß, mit klaren, einfarbigen Wänden und geräumigen Fenstern, in denen viele Blumen stehen. Die niedrigen, gelben, harzhellen Tische lassen sich, wenn es nöthig ist, in der Art von Schulbänken anreihen; meist aber sind sie in der Mitte zu einem einzigen großen Tisch zusammengeschoben, wie in einer Wohnstube. Und die kleinen, behaglichen Sessel stehen rund herum. Natürlich ist Alles da, was in ein richtiges Schulzimmer gehört: ein (übrigens nicht erhöhter) Lehrertisch, eine Tafel und alles Andere. Aber diese Dinge repräsentiren nicht; sie ordnen sich ein. An der Wand, dem Fenster gegenüber, ist eine Karte von Schweden, blau, grün und roth: ein frohes, buntes Kinderland. Sonst sind Abbildungen von guten Gemälden da, in glatten, einfachen Holzrahmen. Des Velazquez kleiner reitender Infant. Daneben aber, ganz eben so anerkannt, hängt das rothe Haus, das der kleine Bengt oder Nils oder Ebbe gemalt hat, mit dem ernstesten Gesicht. Die lichten Gänge führen zu den Sälen hin, die für viele Beschäftigungen eingerichtet sind. Da ist ein weiter, luftiger Raum für die Handarbeiten der Kleinsten; in einem anderen werden Bürsten hergestellt und Bücher gebunden; eine Werkstatt ist da für Tischlerarbeiten und Mechanik, eine Druckerei und ein stilles, heiteres Musikzimmer.

Man hat das Gefühl: hier kann man Etwas werden. Diese Schule ist nicht etwas Vorläufiges; da ist schon die Wirklichkeit. Da fängt das Leben schon an. Das Leben hat sich klein gemacht für die Kleinen. Aber es ist da, mit allen seinen Möglichkeiten und mit vielen Gefahren. Da hängen in den Werkstätten, wo die Zwölfjährigen arbeiten, all die scharfen Messer und Ahlen und Stahle, die man sonst ängstlich vor den Kindern verbirgt. Hier legt man sie ihnen vorsichtig und ernst und richtig in die Hand und sie denken gar nicht daran, damit zu „spielen“. Sie beschäftigen sich so intensiv; und fast alle ihre Arbeiten sind gut und genau und brauchbar; des Handwerks tiefer Ernst kommt über sie.

Im Saal für Mechanik wurde ein Knabe gerufen, der einen Motor erfunden und im Modell ausgeführt hatte. Er sollte ihn erklären. Er war

schon mit einer anderen Arbeit beschäftigt, von der er bereitwillig, aber doch ungern gestört, herüberkam. Sein Gesicht war noch ganz von der verlassenen Arbeit erfüllt. Aber dann nahm er sich zusammen und gab sachlich kurz die gewünschten Aufklärungen. Der Ton seiner Worte, die geschickten Geberden, womit er sie begleitete, selbst die offene, sichere Art seiner Freundlichkeit zeigte den Arbeiter, der in seiner Arbeit lebt. Und wie bei diesem Knaben, so war bei allen Kindern Offenheit und Sicherheit zu finden; sie waren alle beschäftigt und froh und dadurch allen Thätigen nah; mochten es nun Erwachsene oder Kinder sein: in der ernsthaften und freudigen Beschäftigung war eine Gemeinsamkeit gegeben, auf der sich verkehren ließ; aller Grund zur Verlegenheit war fortgefallen.

Die Freudigkeit, die Neigung, womit in dieser Schule Alles geschieht, prägt alle Dinge. Wie schön sind die von den Kindern gedruckten und gebundenen Bücher, wie rührend ausdrucksvoll sind ihre kleinen Modellirversuche; und ihre Blumenzeichnungen nach der Natur sind so richtig und liebevoll und gewissenhaft, daß sie, wo gewisse Voraussetzungen da sind, jeden Augenblick Kunst werden können. Es thut so gut, zu fühlen, daß in diesen Kindern nichts verkümmern kann. Jede, auch die leiseste Anlage muß nach und nach zum Blühen kommen. Keins von diesen Kindern muß sich dauernd zurückgesetzt glauben. Der Möglichkeiten sind so viele. Für ein jedes muß der Tag kommen, da es sein Können entdeckt, irgend eine Fähigkeit, eine Geschicklichkeit, eine Lust zu irgend Etwas, die ihm in dieser kleinen Welt seinen Platz, seine Berechtigung giebt. Und was das Wichtigste ist: diese kleine Welt ist im Grunde nichts Anderes als die große Welt auch; was man in ihr ist, kann man überall sein; diese Schule ist nicht ein Gegensatz des Heims. Sie ist das Selbe. Sie ist nur zu jedem „Zuhause" hinzugekommen, sie ist an alle Häuser angebaut und will mit ihnen in Verbindung sein. Sie ist nicht das Andere. Die Eltern gehen in ihr eben so ein und aus wie ihre Kinder. Es steht ihnen frei, dann und wann einer Unterrichtsstunde beizuwohnen; sie kennen die Räume des Schulhauses und finden sich darin zurecht. Und auch im Verhältniß zum Leben will diese Schule nicht das Andere sein. Deshalb kann sie keine Lehrer brauchen, die diesen Beruf ergreifen; Die an ihr lehren, müssen von ihrem Beruf ergriffen sein. Es genügt nicht, daß sie einen Gegenstand beherrschen; dieser Gegenstand muß gewissermaßen unter freiem Himmel stehen; er darf nicht isolirt, nicht abgeschnitten, nicht aus allen Zusammenhängen gehoben sein. Er muß sich verwandeln, und wenn sich Etwas rührt in der Welt, muß er zittern und tönen; man muß es an ihm merken können. Immer soll, unter dem Vorwande der verschiedenen Fächer, vom Leben die Rede sein. Wie schön war es, als einmal ein Bergmann kam, ein gewöhnlicher Bergmann, der schlicht und schwer von seinen schwarzen Tagen erzählte; und wie für ihn, so steht

der Lehrersessel für Jeden da, der Etwas erfahren hat: für den Reisenden, der von fremden Gegenden erzählt, für den Mann, der Maschinen baut, und vor Allem für den Schlichtesten unter den Wissenden, den Handwerker mit den klugen, vorsichtigen Händen. Denk, wenn einmal ein Zimmermann käme! Oder ein Uhrmacher oder gar ein Orgelbauer! Und sie können jeden Augenblick kommen. Denn ganz leise nur, ohne Last, liegt das Netz des Stundenplanes über den Tagen. Es wird oft verschoben. Die Wochen gehen Einem nicht mit der monotonen Eile eines Rosenkranzes durch die Finger. Jeder Tag fängt an als etwas Neues und bringt unerwartete und erwartete und völlig überraschende Dinge. Und für Alles ist Zeit. Die Frühstückspause ist so lang, daß man den Tisch abräumen und ihn mit hellem Wachstuch decken kann. Blumen werden in der Mitte daraufgestellt, Butterbrotteller und Gläser und Becher mit Milch; und dann sitzt es rund herum und ißt und träumt, lacht und erzählt und sieht wie eine Geburtstagsgesellschaft aus.

Es ist Zeit und Raum in dieser Schule. Um jedes dieser kleinen blonden Geschöpfe ist Raum. Wie ein Haus mit Garten ist jedes. Es ist nicht eingerammt zwischen seine Nachbarn. Es hat Etwas um sich herum, etwas Lichtes, Freies, Blühendes. Es soll auch nicht gerade so wie seine Nachbarn aussehen; im Gegentheil: es soll so von Herzen verschieden sein, so aufrichtig anders, so wahr wie nur irgend möglich.

Es war konsequent und muthig, diesen Kindern keinen Religionunterricht im herkömmlichen Sinn aufzuerlegen. Eine autoritative Beeinflussung an dieser empfindlichsten Stelle inneren Eigenlebens hätte alles Gerechte und Menschliche, das hier versucht worden ist, wieder aufgewogen. Man hat sich entschlossen, die biblischen Stoffe nach den reinsten, absichtlosesten Quellen als Historie vorzutragen, uud man will nach und nach dazu kommen, Religion nicht ein- oder zweimal in der Woche zu geben, nicht heute von Neun bis Zehn, sondern immer, täglich, mit jedem Gegenstande, in jeder Stunde. Die Menschen, die diese Schule am Meisten lieben, haben nach Tagen und nach Nächten, im ganzen Bewußtsein ihrer Verantwortung, diesen Beschluß gefaßt. Nun muß man Vertrauen zu ihnen haben. Kinder und Eltern. Denn diese Bedeutung scheint mir leise in dem Namen Samskola mitzuklingen: Gemeinschule, Schule für Knaben und Mädchen, aber auch: Schule für Kinder und Eltern und Lehrer. Da ist Keiner über dem Anderen; Alle sind gleich und Alle Anfänger. Und was gemeinsam gelernt werden soll, ist: die Zukunft.

Nur mit Einem reicht die Vergangenheit herein. Mit dem Aberglauben von den großen Kathedralen. Menschenleben sind unter den Grundsteinen verschwunden und der Mörtel ist auch bei diesem Bauwerk mit Herzblut gemischt.

Jonsered in Schweden. Rainer Maria Rilke.

❦

Selbstanzeigen.

Von Sonnen und Sonnenstäubchen. Kosmische Wanderungen. Viertes bis achtes Tausend. Volksausgabe. Berlin, Georg Bondi. 2 Mark 50.

Man kann auf zwei Wegen zu Volksausgaben kommen. Man preßt einen größeren Stoff in ein Einmark-Bändchen; oder man bringt ein dickes Buch ohne Aenderung seines Inhalts zu einem winzigen Volkspreis heraus. Der erste Weg ist geschäftlich leichter zu gehen. Ich schätze ihn, weil er den Autor zur Kunst des knappen Ausdrucks erzieht; aber es ist so außerordentlich schwer, zugleich knapp und volksthümlich über eine Sache, zumal über Naturwissenschaft, zu schreiben, daß die Absicht leicht zu schlechten Surrogaten führt; so Mancher meint, Das „nebenbei“ zu können, während es vom Boden populärer Schreibweise gerade das schwerere Problem ist. Der zweite Weg ist für den Leser der günstigere. Der Käufer erhält mehr und es giebt, selbst bei aller Mühe der Darstellung, eine Menge wissenschaftlicher Probleme, die nur auf breitem Raum dem Laien Etwas werden. Breite läßt geistigen Spielraum, sie rettet vor dem Dogma, sie giebt zu dem abstrakten Knochen ästhetisches Blut, giebt Farben der Dinge. Aber der zweite Weg ist wieder materiell äußerst schwierig. Einen Band, der, wohl kalkulirt, sechs Mark kosten könnte, für zwei Mark fünfzig zu verkaufen, ist, rein geschäftlich, eine idealistische Thorheit, sofern es sich nicht um ein Schullesebuch oder, was auf das Selbe für große Kinder hinausläuft, eine Parteischrift handelt. Der oft wiederholte Satz, daß Bücher um so mehr gekauft werden, je billiger sie werden, ist in der Form thatsächlich nicht richtig. Er würde zutreffen, wenn alle Buchpreise plötzlich heruntergingen; das Einzelbuch als Ausnahme ändert nichts an der statistischen Käuferziffer. Wohl aber wird das einzelne billige Buch vielfach von anderen Leuten gekauft als das theure. Es dringt in andere Schichten ein. Und hier ist die Seite, die die Thorheit wirklich zu einer idealistischen macht; man sollte sie nach Kräften begehen, wo es sich ungefähr einmal thun läßt; wenn jeder Autor neben den Werken, die ihn tragen und bei unabhängiger Arbeit erhalten, nur ab und zu einmal auch mit einem Buch Fünf gerade sein ließe und nach jener Richtung Etwas beisteuerte, so würde in kleinen Scherflein doch schon ein gut Theil Arbeit mehr zur Volkshilfe gethan. Der Inhalt meines ganzen Buches steht eigentlich auf einem einzigen Satz: daß es möglich sei, von irgend einem beliebigen kleinen Naturobjekt auf große Geistesfragen unserer Zeit zu kommen. Der Laie bangt manchmal, es werde der wachsende Triumph der Naturforschung all unsere Geisteswissenschaften in Knochen- und Steinwissenschaften verwandeln; der wirkliche Weg ist, daß Knochen und Stein zu Geist werden und die Naturforschung zu unserer ersten Geisteswissenschaft wird. So dienen mir als Hilfsmittel der Reihe nach: ein Blick in die seltsame Spaltung im Reifen der Milchstraße; die Beobachtung auf einer längeren Eisenbahnfahrt, daß vor dem Coupéfenster gewisse Pflanzenformen in Masse auftauchen und dann wieder verschwinden; ein Stückchen vertrockneter Haut aus einer patagonischen Höhle, dem Riesenfaulthier angehörig; der Abdruck eines befiederten Geschöpfes auf einer Schieferplatte des berliner Museums für Naturkunde; der auftauchende scheusälige Dickkopf des Nilpferdes im berliner Zoologischen Garten; ein Pröbchen Tiefseeschlamm mit Radiolarien-Schalen unter dem Mikroskop; ein Stück Kreide, mit dem Kinder am

Strande auf Rügen spielen; Bakterienkeime in einer künstlichen Kälte von zweihundert Grad, wie sie tiefer nicht im Weltraum sein kann; ein Haufe Küchenabfälle der Steinzeit; das Sandloch eines Ameisenlöwen, der schon ein „Werkzeug" bei seinen Jagden benutzt; ein amerikanisches Büchlein von der „Affensprache"; ein Ei, gelegt von einem Säugethier im australischen Busch; ein Haufe Spatzen auf den Schienen der berliner Straßenbahn; eine alte Schrift, in der Kepler vom Monde und von dessen Bewohnern träumt; ein Krebs in einem Tümpel bei Finkenkrug; eine Osterstimmung am Müggelsee. Das Alles ist nun nicht „popularisirt" in dem Sinn, daß Dinge, die in abstrakterer Form in jedem Lehrbuch stehen, nur etwas verdeutscht wären. Wer Das sucht, findet, je nachdem, zu viel oder zu wenig bei mir. Ich möchte auf eine bestimmte Methode des Sehens leiten. Ich gebe schlichte Experimente: ob es möglich sei, naturwissenschaftliche Gedankengänge mit gewissen spezifisch ästhetischen Mitteln herauszuarbeiten. Dem liegt eine ganz bestimmte Weltanschauung zu Grunde, die, mag man sie billigen oder nicht, jedenfalls nicht selbst nur ein Popularisiren zweiter Hand, sondern individuell erworben ist.

Friedrichshagen. Wilhelm Bölsche.

✻

Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft.

Den mir zur Verfügung gestellten Raum möchte ich benutzen, um mich gegen einen Vorwurf zu vertheidigen, der mir in einigen liberalen Zeitungen und Zeitschriften gemacht worden ist. Bei aller Anerkennung, die man mir zollte, klang immer durch, mir fehle die „Voraussetzunglosigkeit," weil ich den Glauben an den Sohn Gottes und an seine Kirche schon im ersten Theil bekannt habe. Noch viel stärker tritt dieser Glaube im zweiten Theile hervor. Vielleicht hätten meine Kritiker mehr Bedenken getragen, ihren Vorwurf gegen mich zu erheben, wenn sie wüßten, daß ich einst, in den Tagen des Sturmes und Dranges, ganz „voraussetzunglos" an die evangelische Geschichte herantrat. Ich kann nur versichern — und jeder aufmerksame Leser meiner Schriften wird es bestätigen —, daß ich mich redlich bemühte, mich in die Auffassung der Ungläubigen hineinzudenken. Ich habe mich eifrig durch Renan und Strauß, durch Baur, Ritschl und Harnack durchgearbeitet und glaube, wenigstens ihren Standpunkt zu verstehen. Verdient nun, wer sich solcher Arbeit unterzieht, wirklich den Vorwurf der Befangenheit, wenn er zu positiven Resultaten gelangt? Neben der religiösen Seite der Kultur habe ich namentlich die wirthschaftliche berücksichtigt; und ich glaube, hier manches Neue gefunden zu haben. Noch umfangreicher als im ersten sind die wirthschaftlichen Kapitel im zweiten Theil, in dessen Hauptpartien mich besonders die Frage beschäftigt, wie das Christenthum das Heidenthum umbildete und wie es selbst durch das Heidenthum beeinflußt wurde. Die Religion wirkte nicht nur auf die Kultur, sondern die Kultur beeinflußte auch die Religion; und gerade darüber glaube ich mit ziemlicher Unbefangenheit geurtheilt zu haben. Wenn ich die christliche Religion auch nicht zu einem bloßen Exponenten der Kultur oder gar zu einem bloßen Spiegelbilde der wirthschaftlichen Verhältnisse herabsetzte, so habe ich doch auch nicht den Einfluß der Kultur unterschätzt. Gläubige pflegen die Rückwirkung des Heidenthumes leicht zu gering anzuschlagen. Sie übersehen leicht, daß die Bekehrung eines Volkes

sich nicht mit einem Schlage vollzieht. Freilich konnte ich den Versuch, alles Christliche aus andersartigen Elementen zu erklären, nicht mitmachen. Das Christenthum steht mir zu hoch, als daß ich in ihm nur ein hellenisirtes Judenthum erblicken könnte. Gewiß wäre es moderner gewesen und ich hätte lauteren Beifall gefunden, wenn ich diese beliebten Pfade gewandert wäre; aber ich zog es vor, behutsam zu sein, und hoffe, statt des Beifalls der Massen, die Anerkennung der Besonnenen zu finden.

Maihingen. Dr. Georg Grupp.

Frédéric Chopin. Verlag Harmonie, Berlin.

Seit dem Erscheinen von Frederick Nieck's umfangreicher Chopin-Biographie ist in Deutschland eine zusammenfassende Arbeit von einiger Bedeutung über diesen Meister nicht veröffentlicht worden. Niecks Werk wurde in seiner Wirksamkeit dadurch abgeschwächt, daß die deutsche Uebersetzung viel zu wünschen übrig ließ. Es ist außerdem im biographischen Theil durch bedeutende Arbeiten polnischer Chopin-Forscher (Hoesick, Karlowicz) nicht unbeträchtlich überholt worden. In der Behandlung der Kompositionen Chopins lag ohnehin nicht seine Stärke. Ich habe mich bemüht, nicht nur über den äußeren Lebensgang des Meisters bei aller Knappheit der Behandlung möglichst zuverlässige Mittheilungen zu machen, sondern auch die Werke vom Standpunkt der heute modernen Kunstanschauung aus eingehender zu würdigen, als die früheren Biographen es gethan hatten.

Dr. Hugo Leichtentritt.

Geschichte der Nationalökonomie. Eine erste Einführung. Jena, Gustav Fischer, 1905. Preis 2,50 Mk.

Würde Jemand in guter Gesellschaft als Dichter des „Faust" Schiller oder als Dichter des „Hamlet" Goethe nennen, so würde man sich mitleidig lächelnd von solcher Unbildung abwenden. Aehnlich liegt es auf jedem Gebiete der Kunst. Ganz anders aber ist es heute noch mit der Volkswirthschaft. Hier sind die schiefsten Behauptungen, die gröblichsten Verwechselungen alltäglich. Und selbst Menschen, die eine Verantwortung in Staat oder Gemeinde zu tragen haben, geben oft Urtheile ab, die jeden Wissenden erschrecken. Sogar in unserer „großen" Presse findet man Verwechselungen von Staatssozialismus, Kommunismus, Anarchismus, Bodenreform nur allzu häufig. Ein solcher Zustand der Unkenntniß aber ist nicht nur für das Durchschnittsmaß deutscher Bildung beschämend, sondern bedeutet auch in unserer von sozialen Problemen erfüllten Zeit eine ernste Gefahr. Nur aus solcher Unkenntniß ist die Herrschaft zu erklären, die manches flache Schlagwort auf dem Markt unseres öffentlichen Lebens auszuüben vermag. Ein richtiges Werthurtheil, das Wesentliches von Unwesentlichem zu trennen vermag, ist auch auf nationalökonomischen Gebiet nur Dem möglich, der die historische Entwickelung der wirthschaftlichen Theorien und Bewegungen kennt. Die Bücher, die bisher diese Kenntniß vermittelten, waren meist zu umfangreich oder boten mehr Reflexionen der Verfasser als thatsächliches Material. Mein Buch will nun eine „erste Einführung" sein. Es setzt also nichts voraus. Es wendet sich in erster Reihe nicht an die Fachgelehrten, sondern an Männer und Frauen aller Berufe, an Jeden, der es als eine sittliche Pflicht erkannt hat, sich in den sozialen Strömungen unserer Tage ein selbständiges Urtheil zu bilden. Adolf Damaschke.

1904.

Das erste Semester des abgelaufenen Jahres war schlecht, das zweite relativ wenigstens gut: so liest man jetzt manchmal. Ganz richtig ists aber nicht. Der Januar verlief recht günstig; da es der Industrie besser zu gehen anfing, stellten sich sogar Vorzeichen einer Hausse ein. Dann kam freilich der Ausbruch des asiatischen Krieges. Unsere Regirung hatte, wie der Zar, geglaubt, die Japaner würden nicht losschlagen, und leider hatten Industrie und Handel den friedlichen Klängen der Offiziösen allzu vertrauensvoll gelauscht. Die Engländer waren auf den Krieg vorbereitet, wir nicht; diese Lehre sollte nicht vergessen werden. Daß die londoner City in politischen Dingen besser Bescheid weiß als die Leiter der deutschen Reichsgeschäfte, ist eine Erfahrung, die zu denken giebt. Im vorigen Heft habe ich dargestellt, wie unsere Großbanken damals handelten; sie begnügten sich nicht mit der Rolle abwartender Zuschauer, sondern „stiegen ein" und kauften mit Feuereifer. Wahrscheinlich folgten auch viele Mittelbanken diesem Beispiel. Eine ganze Anzahl solcher Banken — die Aachener-Diskontogesellschaft, die Bergisch-Märkische Bank in Elberfeld, der Schlesische Bankverein und manche andere — giebt ja jetzt ihr Geld dem berliner Centralinstitut und verdient da ihre Zinsen. Ob man auch die berliner Nationalbank für Deutschland zu den Mittelbanken zählen soll, ist zweifelhaft. Für moderne Begriffe ist ihr Kapital nicht sehr groß; aber sie ist mit einzelnen Gliedern der Hochfinanz noch verwachsen, hat auch aus der Zeit der Landaus noch Fühlung mit dem Elektrizitätgeschäft und versteht sich auf die Kunst, alte Beziehungen von Zeit zu Zeit wieder aufzufrischen. Möglich, daß sie die großen Haussespekulationen mitgemacht hat; ihren bewährten Grundsätzen brauchte sie dabei ja nicht untreu zu werden. Ueber die Art ihrer Kundschaft, ihrer Haltung im Börsenverkehr und über den Einfluß, den einzelne Bankiers hier üben könnten, gehen die Meinungen auseinander. Oft aber hört man noch aussprechen, es sei ein ganz guter Einfall gewesen, den früheren Oberbürgermeister von Posen neben Herrn Stern zum Direktor zu machen. Welche Aussichten der neue Versuch öffnet, durch die Gründung der „Orientbank" einen lohnenden Theil der Balkangeschäfte an sich zu ziehen, läßt sich, bevor die Gewinnmöglichkeiten genau geprüft sind, noch nicht beurtheilen; die Börse, die nach dem ersten Geflüster mehr erwartet hatte, ließ, als der Plan enthüllt war, den am Tage vorher um 2 Prozent gesteigerten Kurs der Nationalbank wieder um 1 Prozent sinken.

Die Berliner Bank ist nun endlich zur Ruhe gekommen. Als die Generalversammlung den Kaufantrag der Deutschen Bank abgelehnt hatte — es wurde als der erste Mißerfolg des Direktors Mankiewitz betrachtet — und der fern von Berlin weilende Herr Gwinner von weiteren Bemühungen abrieth, sagten Kundige sofort voraus, in einer zweiten Generalversammlung würden die Aktionäre mürber, also zu Fusionen geneigter sein. Die Berliner Bank hatte alle zu größeren Unternehmungen nöthigen Einrichtungen, auch eine ganz gute Kundschaft, aber nur noch wenig Kredit. Das war natürlich. Die Geschäfte, die Etwas einbringen, kamen nicht mehr an sie heran; und damit war das Schicksal der Bank entschieden. Deshalb mußte sie nach der Möglichkeit einer nützlichen Fusion ausschauen; wer immer nur von dem Vermittler spricht und thut, als habe die Sehnsucht dieses Herrn, die hohe Provision zu verdienen, den Plan gereift, Der kennt die Verhältnisse nicht genau. Die Hamburger Kommerz- und Diskontobank bietet zwar ein Bischen mehr als die Deutsche Bank,

deren Aktien den Aktionären der Berliner Bank am Ende aber wohl lieber gewesen wären. Auch muß die hamburgische Bank mit der Gefahr eines Kursdruckes rechnen, der bei der Ausgabe von 35 Millionen Junger Aktien kaum vermeidlich ist. Die Aktien der Berliner Bank mußte man, weil sie so gut wie unverkäuflich waren, liegen lassen; unwahrscheinlich ist aber, daß auch alle oder fast alle Besitzer des neuen Papiers dem erworbenen Schatz die Lagerruhe gönnen werden. Der Aktienumtausch (4 gegen 5) bringt der Käuferin ungefähr 20 Prozent für ihre stillen Reserven ein und befreit außerdem ihr berliner Geschäft von einer immerhin unangenehmen Konkurrenz. Die Kommerzbank hat ein vorzügliches hanseatisches Geschäft und ihre Unternehmungslust läßt nichts zu wünschen übrig. Den Ansprüchen aber, die an ein erstes modernes Finanzinstitut zu stellen sind, hat die Leitung bisher nicht genügt. Von Hamburg aus lassen berliner Transaktionen sich kaum eiten; und doch hat mans immer wieder versucht.

Die Mitteldeutsche Kreditbank (in Berlin, Frankfurt, Meiningen) hat beträchtliche Fortschritte gemacht, seit Herr Mommsen ins Direktorium eingetreten ist. Sie hat ein großes und solides Kontokorrentgeschäft und kann gerade deshalb selten mehr als 6 Prozent vertheilen. Ihr Ansehen ist aber gewachsen und die Zeit vorbei, wo der Börsenwitz spöttisch von ihr sagte, sie sei die größte aller Banken, weil, wenn man ihr die Mittel und den Kredit nehme, noch immer (in der Firma) die Deutsche Bank übrig bleibe. Andere Mittelbanken suchen sich mehr in der engeren Heimath auszubreiten. So thut die Allgemeine Deutsche Kreditanstalt in Leipzig, deren Geschäft seit Jahrzehnten ohne Unterbrechung zunimmt. Als die böhmischen Bahnen für die deutschen Prioritätenbesitzer zu reorganisiren waren, erwarb dieses Institut, das erfolgreich zum billigen Ankauf der Aktien rieth, sich Verdienste, die man auch heute noch nicht unterschätzen soll. Am Rhein sind alle größeren Banken mit der Deutschen, der Diskontogesellschaft oder mit Schaaffhausen eng verbunden. Viele der dort geschaffenen Kreditgesellschaften mit beschränkter Haftung sind aufgekauft worden. Das war nicht schwer, weil die Interessenten dabei nicht nur von ihrer Haftpflicht befreit wurden, sondern auch für ihre Antheile die Aktien ernsthafterer Banken eintauschten. Vom Süden ist nicht sehr viel zu berichten. Bayern ist ziemlich selbständig geblieben, obgleich die dortigen Banken ihre Börsenaufträge ja längst nach Berlin vergeben. Frankfurt war, wie es bei Monopolbesitzern so leicht geschieht, etwas übermüthig geworden, mußte aber seiner alten Kundschaft weiter entgegenkommen, als die Macht der berliner Konkurrenz erstarkte. Die in Württemberg dominirende Vereinsbank ist seit vielen Jahren mit der Deutschen Bank in freundschaftlichem Verkehr und sogar an deren türkischen Geschäften betheiligt. Die Pfälzische Bank hat es zu weitreichenden Verzweigungen und guten Industriebeziehungen gebracht; aber ihre Dividende muß noch besser werden. Ihre Rührigkeit wurde freilich als übertrieben erst getadelt, als der ganze deutsche Markt unter den Folgen des Rückschlages zu leiden anfing. Baden hat den Vorzug, in Mannheim den für den effektiven Getreidehandel wichtigsten Platz zu besitzen. Dort hat die Rheinische Kreditbank der Deutschen Bank ihre Oberrheinische abgenommen; ich finde kein passenderes Wort. In der letzten Generalversammlung der Rheinischen wurde die Oberrheinische Bank „ein äußerst begehrenswerthes Objekt" genannt; natürlich: der Austausch der Aktien (2 gegen 3) vermehrt auch hier wieder die Reserven. Der von der Oberrheinischen Bank, wie von der Elsässischen Bank-

gesellschaft, oft übernommene Ausgleich von Inkasso auf Nebenplätze bringt wenig ein und fordert einen großen Apparat. Die Rheinische Kreditbank ist jetzt definitiv von der Diskontogesellschaft weggezogen worden. Noch eine andere Thatsache verräth, daß zwischen der Deutschen Bank und der Diskontogesellschaft die Freundschaft noch immer, trotz dem Hiberniatrust, nicht allzu herzlich sein kann. In den Aufsichtrath der Deutschen Vereinsbank, die ihren Sitz in Frankfurt hat und mit der Württembergischen Vereinsbank und der Rheinischen Kreditbank eng liirt ist, sind nämlich Herren aus den Firmen Stern und Speyer eingetreten. Und diese Häuser gehören schon lange zu den Intimen der Deutschen Bank.

Die Steigerung fremder Renten begann im Jahr 1904 recht spät; Paris, dem das russische Geld zur Abundanz verhalf, that sich auch hier hervor. Von Zeit zu Zeit wurde irgend ein Staatspapier in die Höhe getrieben; schließlich beschäftigte man sich auch mit den Argentinern und fand, sie seien hinter den Türken zurückgeblieben. Als die Währungprojekte auftauchten, ließ man sich mit Recht für dreiprozentige Silbermexikaner günstig stimmen. Bald danach aber fand man, trotz hohem Goldagio, auch Spanier billig. In Berlin gab es eine Weile, trotz verhältnißmäßig beschränktem Material, große Umsätze in Exterieurs. Das verdient Beachtung, weil vielleicht einzelne Banken daran interessirt waren. Die vierprozentigen (englischen) Argentiner — die Deutsche Bank scheute damals entweder die Kotirungskosten oder wollte nicht mehr Material aufnehmen — werden offiziell bei uns gar nicht gehandelt und brachten es in Berlin dennoch zu großen Umsatzbeträgen. Wenn nicht aller Schein trügt, sind Argentiner ein Anlagepapier zweiter Klasse, wie es einst, freilich zu niedrigerem Kurs, Italiener waren. Daß die vierprozentigen Goldmexikaner um fast 10 Prozent höher stehen, ist nur die Folge des Vertrauens, das Mexiko sich durch seine ehrliche Anleihepolitik erworben hat; an Wirthschaftkraft kann es sich der Laplatarepublik nicht vergleichen. An Silbermexikanern hat Süddeutschland, das daraus eine Spezialität gemacht hat, Unsummen verdient; so wird ausdauernde Geduld manchmal belohnt. Die Anlageneigungen des Publikums sind im Uebrigen ja unberechenbar. Vielleicht erleben wir, daß die 4½ prozentigen Russen, die Mendelssohn, wie man sagt, statt der mit 5 Prozent verzinsten Schatzbonds, für unseren Markt plant, eifrig gekauft werden. Notabene: wenn sie bis Ende Februar herauskommen, wo unser Coupontermin noch nachwirkt. Der Deutsche ist in Geldsachen nicht empfindlich. Daß die reicheren Franzosen beim Prozentsatz bevorzugt werden, wird ihn kaum abhalten, Russen zu 4½ Prozent nah an Pari aufzunehmen; die vierprozentigen wurden vor dem Ausbruch des Krieges ja zu 102 notirt. Seitdem wird Mancher zwar die russischen Zustände mit anderen Augen gesehen haben. Die Kapitalisten aber sagen sich einfach, daß der Krieg einmal enden muß und daß sie dann ein „Anlagepapier" zu 4½ Prozent haben; noch dazu ein russisches. Die Gewohnheit ist beinahe allmächtig. Nur Wenigen leuchtet die Thatsache ein, daß Argentiner in sich besser sind als Russenwerthe.

Die Jahreserlebnisse unserer Industrie sind nicht mit ein paar Worten zu erzählen. Manche Zweige der Fabrikation sehen schlecht aus (zum Beispiel: Lederwaaren), weil in Amerika die selbe Produktion mächtig aufgeschossen ist. Die Textilindustrie stand lange im Bann einer Baumwollspekulation so riesigen Umfanges, wie er nur der ausschweifenden Phantasie amerikanischer Milliardäre erreichbar ist. Da war äußerste Vorsicht geboten. Nur langsam konnte und durfte man die Lager

versorgen. Ein anderes Bild zeigte der Kupfermarkt. Da handelte es sich, bei den neusten Manipulationen, nicht, wie im Baumwollkrieg, um den Versuch, die europäischen Konsumenten auf die Knie zu zwingen, sondern um ein amerikanisches Duell (ohne die technische Nebenbedeutung des Wortes), das entscheiden sollte, welcher von zwei in Feindschaft gerathenen Spekulanten der stärkere sei. Deutschland braucht jetzt, namentlich auch für seine Eisenbahnen, ungemein viel Kupfer; der Ausgang des Zweikampfes ist also für uns nicht ohne sehr ernste Bedeutung. Die Frage nach dem Absatz deutscher Dampfmaschinen — der gewöhnlich ja das Wetter für die Industrie anzeigt — war nicht ganz leicht zu beantworten. Die österreichische Konkurrenz ist für den Absatz ins Ausland nicht zu unterschätzen. Und für die deutschen Käufer wächst die Qual der Wahl immer mehr. Gasmotoren (bis zu 1200 Pferdekräften), Gischtgasmotoren, Riedler- und Parson-Turbinen, in geeigneten Gegenden Wasserkräfte: die Auswahl ist schwer und die Aufträge vertheilen sich an gar zu viele Fabriken. Die Dampfturbine hat viele Köpfe verdreht; mancher Fabrikant hört zum ersten Mal von dem neuen Wunder und will es gleich für sich haben, ohne vorher zu fragen, ob es gerade für seine Zwecke vortheilhaft zu verwenden wäre. Noch neuer und deshalb noch mehr im Gerede sind Sauggasapparate, die über Koksöfen selbst das Gas erzeugen. Allerlei Propheten ziehen durchs Land und verkünden, die große Dampfmaschine werde nächstens vom Großgasmotor entthront werden. Andere wieder sagen, der Gasmotor sei in der Theorie ja vorzüglich, mit der Konstruktion aber hapere es noch bedenklich. Die Curtis-Turbine, an die sich so viele Hoffnungen knüpfen, wird bei uns selbständig konstruirt, nicht etwa in sklavischer Nachahmung des amerikanischen Musters. Die Kohle ist in Deutschland eben viel theurer und deshalb müssen wir genauer rechnen als Engländer und Amerikaner; thöricht wäre es aber, die ausländische Technik für minderwerthig auszuschreien. Die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft ist an der Curtis-Turbine interessirt, bei Brown, Boveri & Co. aber wegen deren Parson-Turbine eingetreten, die besser als die Riedlers sein soll. Offenbar wollte man die Möglichkeit haben, die Entwickelung der Parson-Turbine in der Nähe zu kontroliren, und im Schutz einer gewissen Interessengemeinschaft Zeit zur Konstruktion einer noch besseren Turbine eigenen Modells gewinnen. Diese Taktik wäre sicher nur klug zu nennen.

Von dem Aufschwung der Elektrizitätindustrie, der schon im Januar begann, wurde viel geredet. Man hat ihn sehr überschätzt und fast immer vergessen, daß die verstärkte Nachfrage die Folge einer Zurückhaltung war, die zwei volle Jahre gedauert hatte. Die Preise sind schlecht und die Hoffnungen auf rasche Besserung gering. Es wäre lohnend, einmal den Ursachen nachzuspüren; da die Zahl der konkurrirenden Firmen durch die großen Fusionen wesentlich verkleinert ist, müßten die Preise doch eigentlich besser sein. Eine sichere Pfründe bieten die neuen Bergwerkprojekte. Jede Montangesellschaft bekommt für Verbesserungen jetzt so viel Geld, wie sie haben will. Und der Gischtgasmotor, von dem ich schon sprach, soll nun eingeführt werden. Bisher ließ man die aus den Hochöfen aufsteigenden Gase in die Luft gehen; kann man sie nützlich verwerthen, dann werden unsere Bergwerke, mit ihrer intensiveren Arbeit und billigeren Fabrikation, eher in der Lage sein, den Wettbewerb des Auslandes zu ertragen. In der Reihe der Elektrizitätgesellschaften steht die A. E.-G. voran. Sie ist — nach dem Wort eines Rivalen — schon deshalb (wenn man von anderen Gründen absieht) unüberwindbar, weil sie

mit größter Sparsamkeit wirthschaftet und die wirksamsten Kontrolmaßregeln geschaffen hat. Bei so ungeheuren Umsatzziffern könnten leicht ja große Summen unnützlich vergeudet werden. Hier ist auch zuerst die Nothwendigkeit erkannt worden, die schlechten Preise durch neue, rentable Nebenproduktion einigermaßen auszugleichen. Die A. E.-G. giebt eine stattliche Dividende, könnte aber stets, ohne unsolid zu handeln, den doppelten Betrag vertheilen. Das Publikum betrachtet ihre Aktien schon fast wie ein Anlagepapier; deshalb läßt der Kurs auch nur eine Rente von 4 Prozent zu. Mit ihren sichtbaren und versteckten Reserven macht die A. E.-G. aber mindestens 5 Prozent; das eigentliche Aktienkapital wirft im Grunde also nicht allzu viel ab. Das selbe Verhältniß wie bei den größten Banken, namentlich bei der Deutschen. Und in beiden Fällen hat der Kritiker, der das Interesse der Volkswirthschaft vertritt, sicherlich keinen Anlaß zum Tadel.

Siemens & Halske zehren noch vom Ererbten. Ein Haus, das seit 1847 besteht und zunächst eine Familiengründung war, so daß der größte Theil der Aktien gar nicht herauskam. Man brauchte nicht sehr viele neugierige Augen in die Eröffnungbilanz blicken zu lassen und konnte in der Stille die Reserven nach Belieben häufen. Die intime Verbindung mit der Post, der Telegraphen- und Telephon-Verwaltung sicherte der Firma stets die frühste Kenntniß aller neuen Erfindungen; sie brauchte dafür nicht sehr Beträchtliches auszugeben. Seit sie sich zur Fusion mit Schuckert entschlossen hat, werden ihre Dynamomaschinen und Motoren sämmtlich in Nürnberg gemacht: ein Beweis, daß die süddeutsche der norddeutschen Gesellschaft in dieser Technik überlegen war. Die Technik allein thuts aber auch nicht immer. Finanziell siehts bei Schuckert auch heute noch übel aus. Die Interessengemeinschaft mit Siemens sichert den Nürnbergern jährlich ja eine bestimmte Summe für die Aktionäre, die davon aber wiederum die Zinsen für die nicht gut gehende Kontinentale aufbringen müssen. Schuckert-Aktien stehen 121; die Zeit wird lehren, ob dieser Kurs nicht noch zu hoch ist. Die Firma Brown, Boveri & Co. (daß die A. E.-G. an dieser schweizerischen Gesellschaft seit einiger Zeit interessirt ist, sagte ich schon) macht nur große Objekte, verzettelt die Kraft nicht an Installationen und hat eine thatkräftige, scharf aufpassende Leitung. Auch die Lahmeyer-Gesellschaft in Frankfurt ist technisch und kaufmännisch gut geleitet, muß sich aber an die Großen lehnen, wenn sie von ihrer Konkurrenz nicht in die Enge getrieben werden will. Am Schlimmsten sieht es in Köln aus. Der „Helios" gilt als ein Schädling; die anderen Gesellschaften möchten sein Grundstück in Ehrenfeld kaufen und parzelliren. Zu verdenken ist ihnen diese Absicht wahrlich nicht. Die stolzen Rheinländer Thyssen und Stinnes wollen den fremden Eroberer aber nicht in die Gemarkung Kölns dringen lassen; und ihrer Kraft kann sogar das schwierige Unternehmen gelingen, den „Helios" zu erhalten. Darüber würde die Konkurrenz sich nicht freuen. Dem kölner Werk wird nachgesagt, es habe sich bisher nur bemüht, die Fortschritte der Technik zu hindern; weil es Alles vom Gleichstrom erhoffte, soll es, zum Beispiel, recht oft versucht haben, alle für den Drehstrom erworbenen Patente mit den sonderbarsten Chicanen anzufechten.

Und das neue Jahr? Die Zeichen stehen nicht ungünstig. Die Hauptfrage ist zunächst, wie lange der Krieg in Ostasien noch dauern wird. Zieht er sich nicht ins Unabsehbare hin, dann kann 1905 halten, was 1904 anfangs versprach.

Pluto.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.